P. o. gall.
1109
gy
2,3

P. o. gall. 1109 gy
Koch
P. o. gall. 1109 gy-2,3

Gustav

oder

der Bruder Liederlich.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

> Die Jugend ist ein beständiger Rausch,
> Sie ist das Fieber der Vernunft.
> Gedanken von La Rochefoucault.

Dritter Theil.

Stuttgart & Leipzig,
Verlag von L. F. Rieger & Comp.

1837.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erstes Kapitel.

Das geheimnißvolle Zimmer.

Nach acht Uhr des Morgens klopfte Benoit an die Thüre seines Herrn. Gustav steht auf und fragt, ohne zu öffnen, warum man einen solchen Lärm mache. »Der Herr Oberst will Sie sprechen,« antwortet Benoit.

Gustav macht sich auf einen Zank gefaßt. Er kleidet sich an, schließt sein Schlafzimmer zu und geht zu seinem Oheim. Benoit's Neugierde ist sehr gereizt, als er seinen Herrn wie am vorhergehenden Tage das Zimmer verschließen sieht; er wagt aber doch nicht, seine Fragen zu erneuern.

»Tausend Sapperment! mein Herr,« sagte der Oberst, als er seinen Neffen erblickte, »werden Sie mir sagen, welche Schwindelei Ihnen gestern Abend durch den Kopf gefahren ist? Sie laufen aus einem herrlichen Hause weg, wo man Ihnen tausend Artigkeiten erweist, ohne nur der Herrin Ihre Huldigung

darzubringen, welche Sie in einem Augenblick stehen lassen, wo Sie sie zu einer Sonate accompagniren sollen!... Sie gehen durch, als wenn Ihnen der Teufel auf den Fersen wäre!... Sie besteigen ein Pferd, das nie anders als in der Lanne gelaufen ist!... ein vorzügliches Pferd!... das mich vierzig Louisd'or gekostet hat, und um Ihre Heldenthaten zu krönen, richten Sie mir das arme Thier zu Grunde!... Sie fallen in den Hof wie ein Achtundvierzig-Pfünder; Sie schlagen die Scheiben an der Loge des Thürstehers ein und setzen Alles im Hause in Schrecken!... Sie machen meinen Thürsteher (der schon ein halber Dummkopf war) beinahe zu einem ganzen Dummkopf, und dieß Alles, um nach der Küche zu rennen! o!... um eine Pastete und ein Stück Geflügel zu essen!... um den Küchenkasten zu plündern, deßhalb beeilten sie sich so, nach Hause zurückzukommen! Ich begreife nichts davon. Sie hatten doch gut zu Mittag gegessen... — Mein Oheim, unterwegs hat mich ein unerträglicher Wolfshunger befallen... — Ei! tausend Schwadronen!... iß so viel du willst, das ist deine Sache; aber du mußt mic mit deinem Freßfieber meine Pferde nicht zusammenreiten und in meinem Hause das Unterste zu oberst kehren. —

Mein Oheim, hat Madame Fonbelle böse über mein Weggehen geschienen?... — O! sie ist zu gut... sie ist die erste gewesen, die mich besänftigte!..du bist ihr aber deine Entschuldigung zu bringen verbunden... — O!... ich werde es thun, mein Oheim... ich werde sie besuchen... — Und ich, ich muß ein anderes Pferd kaufen!... Ich gestehe, daß ich glaubte, du habest irgend eine vorübergehende Liebe im Kopf!... ich dachte, du habest uns so plötzlich verlassen, um einem niedlichen Bürgergesichtchen den Hof zu machen!... aber wie bin ich nicht erstaunt gewesen, als ich beim Nachhausekommen vernahm, du seyest hier in gestrecktem Galopp angelangt, um zu Nacht zu essen!... Pest! was ist das für ein Hunger!... Ah! ich bitte dich, nimm ein andermal eine Pastete und etwas Gefülltes in die Tasche, damit du nicht mehr in den Fall kommst, mir einen ähnlichen Streich zu spielen.«

Gustav verließ seinen Oheim. Als er in sein Zimmer zurückging, traf er auf Benoit, dem er einige Ohrfeigen beibrachte, um ihn zu lehren, wie man seinem Oheim Rechenschaft von seinem Benehmen ablege. Benoit weinte, betheuernd, Fidel sey allein der schuldige Theil, weil er um den Obersten herumgerannt

sey und noch einen Theil von dem Kapaunen im Maul gehabt habe, den er vom Boden weg gestohlen hatte.

Nachdem Gustav Suzon umarmt, nahm er ein Kabriolet und begab sich zu Herrn von Grancière. Er sah Eugenie und entschuldigte sich über sein Verschwinden am vorigen Abend. Man nahm seine Entschuldigungen hin, bespöttelte ihn aber über sein Rendezvous: Gustav glaubte wahrzunehmen, daß Madame Fonbelle empfindlich schien; er empfand darüber eine geheime Freude; er schmeichelte sich schon, ihr nicht gleichgültig zu seyn; aber des Vergnügens, das er in ihrer Unterhaltung fand, ungeachtet, kürzte er seinen Besuch ab und war vor vier Uhr im Hotel zurück.

Er begab sich eiligst zu Suzon und verließ sie den ganzen Tag nicht mehr. Er ließ Alles, was er zur Mittagstafel mit der Kleinen nöthig hatte, in sein Zimmer kommen. Benoit war genug gezüchtigt worden, um keine Lust mehr zum Plaudern zu haben; zudem kam er nie weiter, als bis in das Vorzimmer seines Herrn.

Mehrere Tage verflossen auf diese Weise: Gustav verließ das Hotel nur, um Madame Fonbelle Besuche abzustatten, die mit ihrem Vater nach Paris zurückgekommen war, da die Saison vorüber

war. Seine Besuche bei Eugenien ausgenommen, verließ Gustav Suzon gar nicht; er ging aus seinem Zimmer nur weg, um mit seinem Oheim zu frühstücken oder zu Mittag zu essen, wenn dieser zu Hause blieb.

Der Oberst war entzückt über die geregelte Lebensweise Gustav's. Er machte ihm sogar zuweilen Vorwürfe wegen seiner übertriebenen Arbeitsliebe. »Mein Freund, sagte Herr Moranval zu seinem Neffen, man muß nicht immer in Extreme verfallen: ehemals warst du leichtsinnig, ein Herumschwärmer, du warst den ganzen Tag ein Taugenichts; jezt schließest du dich in dein Zimmer ein und rührst dich nicht mehr vom Platz!... du arbeitest zu viel!... du wirst dich krank machen!... und der Beweis hievon ist, daß du, deiner Solidität und deines regelmäßigen Lebenswandels ungeachtet, durchaus nicht stärker wirst! du hast im Gegentheil eine blasse, verzogene Miene, hohle... eingefallene Augen!... man möchte, wenn man dich sieht, glauben, du bringest alle Nächte auf Bällen oder mit Liebesabenteuern zu!... — Mein Oheim, das Studium strengt ebenfalls sehr an. — Ei, zum Henker! so studire nicht so viel! das wiederhole ich dir unaufhörlich. Geh' mit mir in

Gesellschaft und verschließ dich nicht in dein Zimmer, um bei Büchern und Papier einzutrocknen.«

Die Zeit sollte wirksamer handeln, als die Rathschläge des Obersten; Gustav leistete Suzon noch oft Gesellschaft; um aber die Stunden auszufüllen, die man nicht unaufhörlich zu Liebesscenen verwenden kann (troß der Lust, welche diese Frauen und Jungfern dazu hätten), lehrte Gustav die Kleine lesen und schreiben, worin sie bei dem Schulmeister von Ermenoville (der auch nicht von erster Stärke war) nur einige Lektionen gehabt hatte; und um ihrem Geliebten zu gefallen, lernte sie die ganze Zeit, welche sie allein war. Diese Augenblicke wurden täglich länger. Suzon war sehr hübsch, sehr sanft, sehr liebevoll: aber Gustav sah sie so viel er wollte; er fand sie bei Nacht wieder, wurde von ihren Liebkosungen überhäuft, jezt sah er bei ihr oft nach der Uhr und fand Vorwände, um auszugehen; dann ging er zu Madame Fonbelle. Hier fand er die Zeit zu kurz: Eugenie nahm indeß die Huldigungen Gustav's nur mit Scherz auf; sie lachte, wenn er seufzte, sie änderte das Gespräch, wenn er von seinen Gefühlen redete, sie spottete über ihn, wenn er traurig und gedankenvoll war. Aber durch dieses ein wenig kokette

Benehmen hindurch, entdeckte Gustav Bewegungen von Gefühl, von Zärtlichkeit, die man ihm zu verbergen suchte, die man aber dem Auge eines Liebenden nicht leicht entzieht.

Suzon machte Gustav nie einen Vorwurf über seine häufige Abwesenheit; sie seufzte, wenn er sich entfernte, sie weinte, wenn er lange nicht zurückkam; so wie sie ihn aber in das Vorzimmer eintreten hörte, trocknete sie eiligst ihre Augen ab, drängte ihre Thränen zurück und zeigte Gustav nur ein sanftes und lachendes Gesicht.

Der Oberst wußte, daß sein Neffe häufig zu Herrn von Grancière ging; er sah mit Freude die Liebe Gustav's zu Eugenien entstehen; er zweifelte nicht daran, daß diese neue Leidenschaft Schuld an der glücklichen Veränderung sey, die in dem Benehmen seines Neffen vorgegangen war. Er hatte mit seinem Freunde von seinen Wünschen und Hoffnungen gesprochen, und Herr von Grancière hatte erwiedert, daß seine Tochter völlige Herrin über ihren Willen sey, und sich verheirathen könne, wenn es ihr gutdünke. »Somit, sagte der Oberst bei sich selbst, wird es gehen, wie ich wünsche; denn Gustav muß Eugenien gefallen, er besitzt Alles, was dazu nöthig

ist, und sie wird ihn heirathen, weil sie zu sittsam ist; um ihm nachzugeben, ohne daß sie seine Frau ist, und es ist langweilig, beständig zu verweigern, was man im Grunde selbst zu gewähren wünscht.«

Suzon hatte nach den Wünschen Gustav's einen Brief an ihre Eltern geschrieben, der den Ausdruck ihrer Reue wegen des Kummers, den ihnen ihre Flucht hatte verursachen müssen, enthielt; sie schob ihren Fehler auf die Abneigung gegen Nikolas, an den man sie verheirathen wollte; sie sagte, daß sie in Paris ein Unterkommen gefunden habe, sie gab aber keine Adresse an, mittelst der man ihr hätte Antwort zusenden können; denn sie fürchtete, man möchte kommen und sie von der Seite Desjenigen reißen, den sie nicht verlassen wollte.

Als eines Morgens der Oberst gegen seine Gewohnheit im Hofe auf und ab ging und ein Pferd untersuchte, das er neulich erst gekauft hatte, glaubte er von der Remise her den Namen seines Neffen aussprechen zu hören. Er tritt an die Wandung und hört, ohne gesehen zu werden, folgendes Gespräch zwischen Benoit und seinem Vater, die das Kabriolet des Obersten säuberten.

»Du sagst also, mein Sohn, Gustav wolle nicht

mehr, daß man in sein Kabinet eintrete? — Nein, gewiß, er will es nicht! . . . er hat es mir sogar verboten! . . . Und wer macht denn sein Bett . . . wer fegt bei ihm aus? . . . — Ah! ei, das weiß ich nicht . . . Er hat, wie er mir sagt, zwei Tauben gekauft, und belustigt sich damit, sie zu zähmen . . . Mit diesen Vögeln spielt er den ganzen Tag, während sein Oheim glaubt, er arbeite . . . — Pah! . . . er zieht Vögel auf . . . in seinem Alter! . . . dieß ist es also, Benoit, was ich manchmal hinter den Vorhängen seines Fensters sich bewegen sah, wenn er ausgegangen war . . . — Oh! dieß ist's! aber diese Vögel müssen tüchtig fressen und Wein trinken; denn Herr Gustav braucht eine hübsche Portion! . . . Und Pasteten! . . . Geflügel! . . . Obst! . . . Kuchen! . . . — Ist es aber nicht eher ein Affe, Benoit, den er im Geheimen aufzieht, um dem Herrn Obersten zum Neujahr eine Ueberraschung zu bereiten? . . . — Ah! es ist möglich! Es muß ein Affe seyn oder zwei; denn ich höre auch zuweilen Sessel hin und herrücken . . . und einmal unter Anderem habe ich geglaubt, es sey ein Dieb! . . . Sicherlich hätten Vögel kein solches Geräusch gemacht . . . Ich wäre sehr begierig, genau zu wissen, was es ist. — Und ich auch.

»Zum Henker! ich werde es erfahren, ich« sagte der Oberst ganz leise, sich von der Remise entfernend ... »Affen, die Geflügel und Wein brauchen!... O! darunter steckt was. Und jene außerordentliche Liebe zum Studium, welche Gustav angekommen ist!... Bin ich von ihm angeführt worden?... Das wollen wir sehen.«

Der Oberst war nicht der Mann, der es aufschob, sich über eine so seltsame Thatsache aufzuklären, die tausend Vermuthungen in ihm erregte. Er geht hinauf nach dem Zimmer Gustav's; er will eintreten, die Thüre ist zugeschlossen. »Nun, sagte er, Benoit lügt nicht, aber ich werde doch sehen, was man allen Augen verbergen will.« Er geht hinab und läßt den Diener seines Neffen vor sich kommen.

»Wo ist dein Herr, Benoit? — Herr, er ist ausgegangen. — Hast du den Schlüssel zu seinem Zimmer, ich muß etwas darin holen ... — Ich... Herr?... nein, ich habe ihn nicht.«

Benoit wird roth und verwirrt. »Geh', beruhige dich, sagte Herr Moranval zu ihm, ich weiß, daß du bei den Tollheiten deines Herrn nicht mit im Spiele bist; er findet dich zu dumm, um dich zu seinem Vertrauten zu nehmen.— Dieß ist wahr, Herr Oberst. —

Geh', hole mir eine Beißzange und einen Hackenschlüssel... — Wenn der Herr Oberst einen Schlosser wollten?... — Nein, ich kann ihn entbehren; thu' was ich sage und schweig.

Benoit bringt dem Oberst, was er verlangt, und folgt Herrn Moranval, der nach der Wohnung seines Neffen geht; aber an dem Vorzimmer angekommen, dreht sich der Oberst um und befiehlt Benoit, sich zu entfernen, was er mit Bedauern thut, denn er ist sehr neugierig, zu sehen, was sich in dem Schlafzimmer seines Herrn befindet.

Der Oberst versteht besser, eine Thüre einzutreten als ein Schloß aufzumachen; doch dreht er das an Gustav's Zimmer so gut, daß es ihm gelingt, die Schrauben loszumachen; der Riegel gibt nach... er ist in dem geheimnißvollen Zimmer.

Vergebens blickt er aber nach allen Seiten umher, er sieht weder Affe noch Vogel. Indeß liegen Kleidungsstücke, die Gustav nicht zugehören können, auf dem Fuß des Betts. »Es ist ein Frauenzimmer hier gewesen, sagte der Oberst, aber wo Teufels ist sie hingekommen?...«

Als er diese Worte vollendet, fallen seine Blicke auf eine Vertiefung zwischen dem Kamin und dem

Fenster, wo sich Suzon hinter einem Lehnstuhl niedergekauert hatte. Der Oberst erblickt die Kleine; er bleibt unbeweglich vor dem Mädchen, die ihrerseits die Augen nicht aufzuschlagen wagt.

»Was Teufels machen Sie da, meine Kleine?...« sagte der Oberst endlich, die Sprache wieder gewinnend. Aber Suzon schloß die Augen und rührte sich nicht. Der Oberst rückt den Lehnstuhl weg und ergreift die Hand der kleinen Bäurin, die wie ein Espenlaub zittert.

»Gehen Sie... beruhigen Sie sich... ich werde Sie nicht fressen... Antworten Sie mir, Kleine... und reden Sie besonders die Wahrheit... — Ja, mein Herr. — Was machen Sie in dem Zimmer meines Neffen? — Ich wohne bei ihm, mein Herr. — Ah! Sie wohnen bei ihm!... Ich sehe nur Ein Bett in diesem Zimmer... — Ich schlafe bei ihm, mein Herr. — Dieß ist sehr gut!... Und seit wann währt diese saubere Wirthschaft? — Seit sechs Wochen, mein Herr. — Wie! seit sechs Wochen sind Sie in diesem Zimmer?... Sie gehen nie aus? — O! nein, nie, mein Herr; ich hätte zu viele Furcht, man möchte mich sehen. — Was treiben Sie denn den ganzen Tag?... — Wenn er da ist, blicke ich ihn an, spreche mit

ihm, küsse ihn... Wenn ich allein bin, lerne ich lesen und schreiben. — Potz tausend aber, Sie müssen oft allein seyn, denn seit einigen Tagen geht er viel aus; und diese Lebensart langweilt Sie nicht? — Nein, mein Herr, ich denke immer an ihn, ich warte stets auf ihn... und ich weiß wohl, daß er zurückkommen wird.«

Der Oberst blickt Suzon an: ihre Anmuth, ihre natürliche Einfalt entwaffnen seinen Zorn; er beginnt von Neuem mit Fragen. »Wo haben Sie die Bekanntschaft meines Neffen gemacht? — In Ermenonville, mein Herr, er hat bei uns gewohnt. — Ah! er hat bei Ihren Eltern gewohnt, und als Dank für ihre Gastfreundschaft hat er ihre Tochter verführt und entführt! — O! er hat mich weder verführt noch entführt, mein Herr, dieß ist von sich selbst gekommen! Ich bin zufällig in seinem Zimmer gewesen und dann haben wir einander sogleich geliebt... — Und ihr habt sogleich bei einander geschlafen? — So ist es, mein Herr. — Ei, es scheint mir, daß dieß in Ermenonville ebenso schnell geht, wie in Paris. Warum haben Sie aber Ihre Heimath, Ihre Familie verlassen? — Ach, mein Herr! man wollte mich an Nikolas Toupet, den ich gar nicht liebe, verheirathen!... Ich wäre sehr unglücklich gewesen!... Und dann

dachte ich alle Tage an Herrn Gustav, und starb fast vor Kummer, daß ich ihn nicht mehr sah... — Und wenn Ihre Mutter vor Kummer, den ihr die Flucht ihrer Tochter verursacht, stürbe? ... wenn sie Ihre Flucht in's Grab brächte? ... — Ach, mein Herr! sprechen Sie mir nicht so.«

Suzon fing an zu schluchzen. Der Oberst war äußerst bewegt; er ging im Zimmer auf und ab, stampfte mit dem Fuß, blickte auf Suzon, stand stille und fluchte auf seinen Neffen.

Nach Verfluß eines Augenblicks kam er auf die Kleine zu und ergriff sie bei der Hand:

»Nun, mein Kind, seyen Sie ruhig, weinen Sie nicht mehr, und hören Sie mich an. Ich werde Ihnen keine Vorwürfe über Ihr Benehmen machen, Sie selbst haben die ganze Unschicklichkeit desselben nicht gefühlt!... Sie haben nur nach Ihrem Herzen gehandelt, und was man auch sagen möge, so soll man sich immer von ihm leiten lassen; das Ihrige hat Sie dießmal nur dumme Streiche begehen lassen. Sie können hier nicht fort wohnen ... Es ist schon viel, sechs Wochen hier zugebracht zu haben... Nun, weinen Sie nicht so sehr, tausend Schwadronen, oder ich werde böse!... Sie werden dieses Hotel verlassen... —

Ach, mein Herr... nehmen Sie mich als Ihre Magd ... ich will Sie bedienen... ich will arbeiten... — Nein, bei Gott!... Eine Magd wie Sie brächte mein ganzes Hotel in Verwirrung!... Und glauben Sie, Gustav würde zufrieden damit seyn, Sie unter meinen Leuten zu sehen? Nein, mein Kind, Sie müssen aus diesem Hause weg: diese Sache ist abgemacht. Wollen Sie jezt in Paris bleiben, oder zu Ihren Eltern zurückkehren?... — Ach, mein Herr! schicken Sie mich nicht in mein Dorf zurück, man würde mich zur Strafe mit Nikolas Toupet verheirathen. — Potz Henker! Sie verabscheuen diesen Nikolas sehr; und doch würden Sie, wenn Sie den Frauen von Paris glichen, nicht hindern, zu... aber hievon ist nicht die Rede. Sie werden nicht nach Hause zurückkehren, ich gebe es zu; allein ich will Sie irgendwo unterbringen und Sie schreiben an Ihre Mutter, wo Sie sind. Sehen wir... wo Teufel kann ich Sie hinthun?... — Dieß ist mir gleichgültig, mein Herr; weil ich nicht mehr bei ihm bin, kann ich auch nicht mehr glücklich seyn... — Pah!... pah! das ist Alles nur Kindergeschwätz; die Liebe vergeht, meine Kleine, und wenn Sie mehr Erfahrung hätten, würden Sie fühlen, daß die Liebe

Gustav's schon... Kurz, man lebt nicht von der Liebe und man muß an Ihre Zukunft denken: Mein Neffe ist ein Unbesonnener, der Sie Ihre Jugend in seinem Zimmer hätte verkümmern lassen... während er... Ach! zum Henker! die Männer verdienen die Thränen nicht, welche Ihr für sie vergießt.«

Der Oberst weiß nicht, wozu er sich entschließen soll; er besinnt sich, was er aus Suzon machen soll, die er weder im Hotel behalten will noch kann, für die er aber zu sorgen entschlossen ist, weil er eingesehen hat, daß obgleich sie in dem Zimmer eines Junggesellen wohnte, das junge Bauernmädchen doch weniger erfahren ist, als gewisse Fräuleins, die bei ihren Eltern wohnen. Suzon sagt nichts mehr; schüchtern sieht sie Herrn Moranval an und wartet, daß er über ihr Schicksal verfüge. Der Oberst geht aus dem Schlafzimmer und öffnet die Thüre des Vorzimmers, um Benoit herbeizurufen... Aber er hat nicht nöthig, sich diese Mühe zu geben: Der Thürsteher und sein Sohn sind an die Treppe gelehnt, in Erwartung, daß der Oberst mit den Merkwürdigkeiten, die sie äußerst begierig zu sehen sind, aus den Zimmern seines Neffen herauskomme.

Herr Moranval sieht sie mit strengem Blicke an

»Was macht ihr da?« ruft er ihnen barsch zu. — Herr Oberst... wir... wir erwarten Ihre Befehle,« antwortet der Thürsteher, indem er unterthänig seine Baumwollenmütze abzieht. — Sagt lieber, daß Ihr wartet, bis ich aus diesem Zimmer herausgehe, damit Ihr selbst eintreten könnt, um den Affen, den mein Neffe hier eingeschlossen hat... — Es ist also ein Affe, Herr Oberst?... — Gehen Sie in Ihre Loge; ich liebe die Naseweise nicht.«

Der Oberst schiebt den Portier fort, dieser seinen Sohn und beide entfernen sich beschämt, daß sie überrascht worden sind und mißvergnügt, daß sie nichts gesehen haben.

Herr Moranval begibt sich zu Madame Duval, der Frau, die mit der Besorgung der Wäsche des Hauses beauftragt ist und in einem kleinen Zimmer des Hotels wohnt. Madame Duval ist weder neugierig noch schwatzhaft, auch dient sie dem Obersten seit zehn Jahren.

»Madame Duval,« sagte der Oberst, in das Zimmer der Alten tretend, »ich habe ein junges Mädchen unterzubringen; zeigen Sie mir irgend einen Laden, wo die Art des Handels so ist, daß ein Mädchen weder unaufhörlich in den Straßen von Paris umherrennen

noch daß sie die gemeinen Witze der Käufer anhören muß.«

»Herr Oberst,« erwiederte Madame Duval nach kurzem Nachsinnen, »ich kenne nur Madame Henry, Tabulettkrämerin in der Straße aux Ours; sie liefert mir, was ich für das Hotel brauche, und hat mich gerade neulich gefragt, ob ich ihr nicht Jemand verschaffen könne. — Und ist Ihre Madame Henry ehrbar? — Ja, mein Herr; sie ist Wittwe; sie ist eine junge heitere Frau, sie geht am Sonntag in's Theater, übrigens ist sie solid und empfängt keine verdächtige Besuche... — Sehr gut... Ich will die Kleine zudem weder in ein Kloster noch zu einer griesgrämigen Spröden bringen!... Ich will, daß sie arbeite und sich dann auch Vergnügen mache, nichts ist gerechter. Madame Duval, holen sie mir einen Fiaker und schicken Sie sich an, mich zu Madame Henry zu begleiten. — Aber Herr Oberst, ich muß sie wenigstens vorher davon in Kenntniß setzen... — Dieß ist unnöthig. Sie kennt Sie? sie muß mich, mindestens dem Namen nach kennen, weil sie für mein Haus Lieferung macht, und das muß genügen. Gehen Sie Madame, Sie lassen den Fiaker in den Hof kommen und er soll gerade an der Mitteltreppe anhalten.«

Madame Duval geht fort. Der Oberst begibt sich wieder zu Suzon. »Vorwärts, meine Kleine, packen Sie Ihre Habseligkeiten zusammen, und schicken Sie sich an, mir zu folgen. — Wie, mein Herr... heute?... — Augenblicklich. — Aber ich muß auf ihn warten... damit ich Abschied von ihm nehme... — Nein! dieß würde sehr unpassend seyn; Sie müssen sich im Gegentheil vor seiner Zurückkunft entfernen. — Ach, mein Gott!... was wird er sagen, wenn er mich nicht mehr findet?... — Ich werde ihm sagen, daß ich Sie weggebracht habe. — Es wird ihm vielen Kummer machen!... — Er wird fühlen, daß ich Recht habe. — Er wird sehr in Zorn gerathen!... — Zum Henker! das möchte ich sehen.«

Suzon weint, ist untröstlich; sie bittet, auf Gustav zu warten, der Oberst ist unerbittlich. »Aber,« sagte sie schluchzend, wird er mich wenigstens besuchen!... Werden Sie ihm sagen, wo ich bin?« — »Ja,« versezte der Oberst, der sie nicht völlig zur Verzweiflung bringen wollte, »ja mein Kind, Sie werden ihn wiedersehen, wenn Sie vernünftiger sind, wenn Sie sich gut aufführen.«

Diese Versicherung stillt Suzon's Schmerz ein wenig: sie trocknet sich die Augen, macht aus dem,

was ihr Gustav, seit sie bei ihm ist, gekauft hat, ein kleines Paket und erwartet die Befehle des Herrn Moranval.

Ein Wagen rollt in den Hof und hält hart an der Treppe an. »Wir wollen hinabgehen,« sagte der Oberst. Er nimmt Suzon an der Hand; noch einmal wirft sie den Blick auf das Zimmer zurück, das ihre Welt war: ihr Busen schwillt, ihre Kniee brechen; aber sie hält, aus Furcht, den Obersten aufzubringen ihre Thränen zurück.

Der Fiaker ist unten, der Kutschenschlag geht auf, der Oberst läßt die Kleine einsteigen; er sezt sich neben sie, und läßt Madame Duval auf die andere Seite sitzen. Er läßt die Fensterscheiben herab und befiehlt dem Kutscher, sie in die Straße aux Ours zu führen. Der Wagen fährt aus dem Hotel: die Herren Benoit, Vater und Sohn, waren in der Straße dem Thor gegenüber; sie hoben den Kopf in die Höhe, streckten den Hals aus, um zu entdecken, was man im Fiaker wegbringe, allein Suzon ist durch Madame Duval und den Obersten verdeckt, sie können sie nicht erblicken; sie haben nichts von ihren verstohlenen Blicken, als einige Kothspritzer.

Man langt bei Madame Henry an. Die Tabulett-

krämerin ist sehr überrascht, den Herrn Obersten Moranval, Madame Duval und ein junges Mädchen mit verweinten Augen, die sich kaum auf den Füßen halten kann, bei sich eintreten zu sehen.

»Madame,« sagte der Oberst, »Sie haben von Madame Duval eine Ladenjungfer verlangt, ich bringe Ihnen hier eine. Sie ist sehr traurig, wie Sie sehen, aber sie wird Ihnen ihr kleines Herzeleid erzählen: zuerst werden Sie sie bedauern, ihr hierauf Vernunft einsprechen und mit der Zeit wird sich Alles geben. Ich empfehle Ihnen Jungfer Suzon, an der ich vielen Antheil nehme. Da sie noch nichts versteht, und Sie erst die Mühe auf sich nehmen müssen, sie zu bilden, so gebe ich Ihnen hier fünfundzwanzig Louisdor für die Unterhaltskosten des ersten Jahrs. Antworten Sie, Madame, ist Ihnen dieß genehm?«

»Mein Herr« sagte Madame Henry, etwas ererstaunt über die Schnelligkeit, mit welcher der Oberst die Angelegenheiten betrieb, »gewiß genügt mir Ihre Empfehlung und die der Madame Duval, um Mademoiselle bei mir aufzunehmen... wenn sie nämlich bei mir bleiben will. — »Ja, Madame,« sagte Suzon seufzend, »ich thue Alles, was man will.«

»Wohlan, so ist die Sache abgemacht,« sagte der

Oberst zu Madame Henry »ich empfehle Ihnen dieses Kind, das nur den Fehler hat, zu gefühlvoll zu seyn, nochmals. Auf Wiedersehen, Kleine: Madame Duval wird mir oft von Ihnen Nachricht geben, und wenn Sie sich gut halten, werde ich Sie nicht verlassen. Adieu, morgen werden Ihre Eltern wissen, daß Sie an einem Orte sind, über den Sie nicht zu erröthen haben.«

Der Oberst entfernt sich, Suzon bei Madame Henry zurücklassend. Wir werden das kleine Landmädchen später wieder finden. Zuerst wollen wir erfahren, was Gustav that, während man ihm seine Schlafgenossin raubte.

Unser Held hatte einen Theil des Tages bei Madame Fonbelle zugebracht; als er wieder in das Hotel zurückkam, waren die Herren Benoit, Vater und Sohn, in seinem Zimmer, das sie durchstöberten; wie sie den Fiaker mit dem Obersten fortrollen sahen, hatten die beiden Diener berechnet, daß sie Zeit haben, in das Gemach Gustav's hinaufzugehen; sie hatten die Thüre des geheimnißvollen Zimmers offen gefunden und suchten in allen Ecken, ob sie nicht etwas gewahr würden, das sie auf die Spur dessen führen könnte, was in diesem Zimmer verborgen gehalten wurde.

Gustav geht nach seiner Wohnung; zu seinem Erstaunen findet er die Thüre seines Zimmers offen; er glaubt, es sey Vergeßlichkeit von ihm. Er tritt ein... aber an der Stelle Suzon's sieht er den Thürsteher, der in einer großen Komode herumsucht und Benoit, der auf den Knieen liegt und unter das Bett sieht.

»Was macht Ihr hier?« ruft Gustav aus... wie seyd Ihr hier hereingekommen?... Antwortet doch, Elende!«

Der Thürsteher und sein Sohn fanden keine Entschuldigung und blieben stumm: Gustav packt Benoit bei einem Ohr und schüttelt ihn tüchtig: »Willst du mir sagen, Schlingel, wo sie jezt ist?... — Wo sie ist, Herr?... — Was man mit ihr gemacht?... — Was man mit wem gemacht hat, Herr? wir haben Ihre Tauben nicht gesehen!... — Ich habe sie gesucht, Herr,« sagte der Portier zitternd. — Doch kurz, wer hat diese Thüre aufgemacht?... — Ihr Herr Oheim, er ist aber ganz allein eingetreten... Er hat einen Fiaker kommen lassen... — Und er hat sie also mitgenommen?... — Allem Anschein nach, Herr! Er hat Etwas mitgenommen, das ist gewiß, wir haben aber nichts sehen können. — Geht fort.«

Der Thürsteher und sein Sohn wünschen nichts weiter, als fortzukommen. Gustav sucht in seinem Zimmer, ob Suzon nicht etwas Schriftliches hinterlassen hat; er findet aber nichts: es ist geschehen, Suzon ist für ihn verloren. Er liebte sie aber nicht mehr, wird man sagen, er langweilte sich bei ihr, er verließ sie, um zu Eugenien zu gehen... Ja, wenn Suzon bei ihm war, empfand er nicht mehr jenes Entzücken, jene Trunkenheit, welche die Liebe charakterisiren; er ließ sie einen Theil des Tages allein; kaum zu ihr zurückgekommen, suchte er einen Vorwand, sie auf's Neue zu verlassen... allein seit sie nicht mehr da ist, seit man sie ihm genommen hat, fühlt er seine Liebe wieder erwachen; er brennt, sie wieder zu sehen, mit ihr zu sprechen, sie in seine Arme zu schließen! ... Das ist die Bizarrerie des menschlichen Herzens, wie ein gewisses Lied sehr gut sagt:

Was man nicht hat, das möchte man,
Und was man hat, gefällt nicht mehr.

Zweites Kapitel.

Eine ehliche Nacht.

Gustav geht in Verzweiflung über den Verlust Suzon's, in die er wieder verliebt geworden ist, seit sie nicht mehr bei ihm wohnt, aus seinem Zimmer in den Hof hinab nnd schickt sich an, die Stadt zu durchlaufen, indem er versuchen will, den Schlupfwinkel aufzufinden, wohin der barbarische Oberst (denn man ist immer ein Barbar, wenn man unsern Leidenschaften entgegen tritt) das junge Landmädchen gebracht hat.

Allein die Stadt ist so groß! und wenn man nicht weiß, nach welcher Seite man seine Schritte lenken soll, so ist es wahrscheinlich, daß man vielen Weg vergeblich macht. Gustav hat noch keine hundert Schritte gethan, als er anhält, in's Blaue hineinsieht und sich fragt, wohin er gehen soll: da er durchaus keine Antwort auf diese Frage fand, blieb er ungewiß mitten in der Straße stehen, empfing, ohne Acht darauf zu haben, die Rippenstöße der Vorübergehenden, die es sehr übel nahmen, daß ein großer junger

Mann mitten auf öffentlicher Straße unbeweglich stehen bleibe und die, wenn er noch länger in dieser Stellung beharrt hätte, sich wahrscheinlich um ihn her zusammen gerottet haben würden, um zu erfahren, weßhalb er in die Höhe blicke, wo man nichts sehe; denn in Paris ist man entsezlich neugierig und maulaffig: zwei Hunde, die Händel haben, ein Mensch, der aus der Nase blutet, eine Dame, die, wenn sie ihr Kleid in die Höhe hält, ihr Strumpfband sehen läßt, ein Besoffener, der niederstürzt, ein Kind, das schreit, weiter braucht es nicht, um zweihundert Personen zusammenzutreiben.

Plötzlich wird Gustav durch eine Stimme, die seinen Namen ausspricht, aus seinen Betrachtungen gezogen. Diese Stimme ist aus einem gelben Fiaker hervorgekommen, der sich so schnell entfernt, als es zwei alte Mähren im Stande sind, die nie anders trabten, als ein nach der Stunde bezahlter Kutscher.

»Ei! sagte Gustav, ein Fiaker!... und ich glaube, Benoit hat mir gesagt, er sey gelb ... eine Stimme, die mir ruft... und eine mir wohlbekannte Stimme! Sie ist es, Suzon ist es, die mein Oheim wegführt; vorwärts, wir wollen dem Wagen folgen... wenn es Nacht wäre, würde ich hinten aufsteigen,

aber am hellen Tage kann ich es nicht; was liegt daran, ich werde sie nicht aus dem Gesicht verlieren, . . . gehen wir aber nicht zu nahe an den Kutschenschlag, um den Blicken des Obersten auszuweichen.«

Der Fiaker fährt aus der Stadt in die Vorstadt du Temple. »Aha, sagte Gustav, man will sie auf dem Lande verbergen; vielleicht führt man sie sogar nach Ermenonville zurück;... aber sicherlich werden diese zwei armen Pferde eine solche Reise nicht machen; man wird anhalten müssen und während dessen kann ich Gelegenheit finden, mit Suzon zu sprechen.«

Der Wagen fährt in der That über die Barriere hinaus, die große Straße von Belleville hinan, in dem Dorfe angelangt, wendet er sich links, schlägt eine nach den Feldern führende Straße ein, und hält vor einem ziemlich hübschen Hause still. Gustav hält ebenfalls; er drückt sich an eine Thüre, etwa fünfzig Schritte von da; er blickt umher, um allen Blicken auszuweichen.

Zwei Damen und ein junger Mann steigen aus und treten in das Haus. Die Damen haben große Hüte, die ihr Gesicht verbergen; Gustav hat aus der Entfernung ihre Züge nicht unterscheiden können,

aber er fängt an zu befürchten, daß er sich getäuscht hat: keine jener Damen hat die Haltung und den Anzug Suzon's; es ist indeß möglich, daß der Oberst der Kleinen eine andere Kleidung hatte geben lassen, um sie unkenntlich zu machen; allein der Oberst befindet sich nicht in dem Wagen und wer ist dieser junge Mann?... man würde ihm das kleine Bauernmädchen nicht anvertraut haben; nun es ist gewiß, daß sich Suzon nicht in dem Fiaker befand und daß unser Held von der Straße Montmartre an bis zu den Wiesen von Saint-Gerrais einen vergeblichen Spaziergang gemacht hat.

Gustav war sehr übler Laune, seine Zeit auf diese Art verloren zu haben. Die Damen und der junge Mann waren in das Haus getreten, der Fiaker wieder zurückgefahren und unser Held stand in der kleinen Straße des Champs, unentschlossen, was er thun sollte.

»Man hat indeß meinen Namen genannt!... eine der Damen kennt mich also!... übrigens ist dieß nichts zum Verwundern; ich kenne deren selbst so viele... daß ich davon vergesse!... ich möchte aber doch wissen, wer die Personen sind, die in dieses Haus gingen.«

So denkend, näherte sich Gustav dem Hause und

blickte durch die Fenster; er suchte durch die Vorhänge hindurch ein bekanntes Gesicht zu entdecken. Er glaubte, ein Fenster öffnen zu hören; bald sprach eine sanfte Stimme seinen Namen auf's Neue aus. Diese Stimme ist die nämliche, die er schon gehört hat; o! dießmal ist kein Zweifel mehr, eine dieser Damen kennt ihn, und er kehrt sicherlich nicht nach Paris zurück, ohne sie zu sehen: schon tritt er an das Hofthor, er ergreift den Hammer, will klopfen, ohne indeß zu wissen, nach was er fragen soll; aber dieselbe Stimme hält ihn zurück:

»Klopfen Sie nicht, ruft man ihm zu, gehen Sie längs der Mauer hin, um die linke Ecke herum und warten Sie an der kleinen Thüre!

»Teufel!... ein Geheimniß, sagt Gustav, eine Mauer... eine kleine Thüre!... das gleicht einer Scene aus einem Melodram! wohlan, thun wir, was man uns vorschreibt; ich will meine Heldin kennen lernen!«

Gustav geht die Straße hinab, um die Ecke links herum; er folgt der Mauer weiter und sieht endlich eine kleine Thüre; hier bleibt er stehen. Er blickt über diese Mauer hin, die sich sehr weit fortzieht, sieht aber nur die Wipfel mehrerer Obstbäume oder Liliensträuchern; er vermuthet, daß die zu den Häusern

gehörigen Garten-Anlagen durch diese Mauer verschlossen sind. Er lehnt sich an die kleine Thüre und erwartet mit Ungeduld, in den Garten eingelassen zu werden; endlich vernimmt er die Schritte eines Nahekommenden . . . die Person geht schnell . . . es muß ein Frauenzimmer seyn . . . er glaubt, selbst das Rauschen eines Kleides zu unterscheiden . . . er fühlt, daß sein Herz stärker schlägt . . . woher diese Gemüthsbewegung? . . . ist die Ankommende vielleicht alt oder häßlich! . . . aber sie ist vielleicht auch schön, und im Zweifelsfalle bleibt man gerne bei der angenehmsten Idee stehen; und dann dieses geheimnißvolle Wesen, diese Stimme — Alles zusamengenommen, hat etwas Reizendes, das die Einbildungskraft in Bewegung sezt; Ei, mein Gott! . . . in den wichtigsten Augenblicken des Lebens regen uns die Begebenheiten nur in dem Verhältniß der Lage an, in welcher wir uns gerade befinden; die Träume unserer Einbildungskraft neigen unser Gemüth zur Liebe, zur Freude oder zum Schmerz; es gibt Augenblicke, wo wir nur weinen möchten, andere, wo wir Alles rosenfarben erblicken; und wie man auf einem Maskenball sich oft für einen kleinen Domino entflammt, dessen Züge man nicht unterscheiden kann, so konnte Gustav wohl auch fühlen, daß sein Herz für die schlug, deren leichte

Tritte er auf dem Sande der kleinen Thüre näher kommen hörte.

Endlich öffnet man diese kleine Thüre; Gustav tritt in den Garten und drückt nicht Suzon, sondern Frau von Berly in seine Arme.

Die erste Bewegung sollte der Liebe geweiht seyn; nachdem sie sich aber lange umarmt gehalten hatten, machten sich Gustav und Julie tausend Fragen. Unser Held kam von der Ueberraschung, welche ihm die Erscheinung Juliens verursachte, lange nicht zurück. »Ei, ei, Gustav, Sie hatten meine Stimme nicht erkannt? sagte Frau von Berly seufzend. Aber in der That... es ist schon so lange, daß Sie mich nicht gesehen haben!... Sie hatten mich vergessen!... Undankbarer!... und während ich jeden Augenblick des Tags an Sie dachte, war Ihr Herz von einer andern Frau eingenommen; die Augenblicke die ich seufzend zubrachte, brachten Sie damit zu, Andern den Hof zu machen!... Ach!... dieß sind also jene Schwüre, welche heilig seyn sollten!... Aber was sage ich?... hatte ich ein Recht, auf die Ihrigen zu zählen?«

Julie vergoß Thränen; Gustav wußte nicht, wie er sich entschuldigen sollte, denn er fühlte, daß er strafbar war, und doch hatte der Anblick Juliens in

seinem Herzen die Gefühle wieder erweckt, die sie ihm ehemals einflößte. Allein eine Frau, die uns liebt, ist leicht zu trösten! Frau von Berly war die erste, die sich Gustav wieder näherte. »Verzeihen Sie mir diese Vorwürfe, mein Freund, ich bin unvernünftig, daß ich sie Ihnen mache!... konnte ich hoffen, daß Sie fern von mir die Liebe nicht kennten?... doch Sie sagen mir nichts... hätten Sie mich wirklich ganz und gar vergessen? — O! nein; aber ich fühle, daß ich sehr gefehlt habe... — Lieben Sie mich noch, Gustav? — Mehr als je. — Nun gut! so sprechen wir nicht mehr von Ihrem Unrecht; die Vorwürfe, die man sich selbst macht, haben weit mehr Wirkung, als die, welche man hört. — Geliebte Julie! wie gut sind Sie!... ich verdiene wahrlich so viel Großmuth nicht. — Sie sind mir keine Verbindlichkeit dafür schuldig!... wenn ich Sie liebe, so geschieht dieß ganz wider meinen Willen!... ich hatte dieses Gefühl überwältigen wollen; die Liebe ist aber wie der Reichthum; häufig behandelt sie die, welche ihrer am wenigsten werth sind, wie verzärtelte Kinder.«

Gustav umfing Julien mit seinen Armen; er bedeckte einen reizenden Busen, den seine Hand von dem neidischen Tuche befreit hatte, mit Küssen, in seiner

Gluth wollte er sich schon für eine Trennung von mehreren Monaten entschädigen; Allein Julie sezte seinen Unternehmungen ein Ziel. »Was machen Sie, mein Freund? bedenken Sie, wie sehr Sie mich blosstellen!... — Sind Sie nicht allein? — Von einem Augenblick zum andern kann man kommen!... ich bin sogar nicht einmal in meinem Eigenthum!... Sie haben also die Dame, die bei mir war, nicht erkannt? — Nein, ohne Zweifel, weil ich Sie selbst nicht erkannt hatte. Und wer ist diese Dame? — Aurelie, die Nichte meines Mannes, die, welche Sie hätten heirathen sollen, und die seit sechs Wochen an jenen großen jungen Mann, der bei uns im Wagen saß, verheirathet ist... — Wäre es möglich!... — Bei ihnen bin ich, hier dieses Landhaus gehört ihnen. Ich bringe zuweilen aus Gefälligkeit acht Tage hier zu; und zudem ist mir fern von Ihnen Alles gleichgültig, ich mag in der Stadt oder auf dem Land seyn. Aber ich befürchte, Madame Frémont oder ihr Gatte möchten meine Abwesenheit bemerken... Und wenn man Sie bei mir sähe!... Aurelie ist bösartig!... ich wäre verloren... — Was ist zu machen?... ich kann mich indeß nicht entschließen, Sie zu verlassen. Kommt Herr von Berly diesen Abend

hieher? — Nein, er bleibt bis Sonntag in Paris. — Es ist erst Donnerstag, ich kann bei Ihnen bleiben... — Ich wohne in diesem Pavillon, den Sie sehen... links... mitten im Garten... — Gut!... geben Sie mir den Schlüssel davon, ich will mich dort verbergen und Sie erwarten... — Ach, Gustav!... wenn Aurelie... wenn ihr Gatte... — Sie lieben mich nicht mehr so sehr, Julie!... — Böser!... hier, nehmen Sie diesen Schlüssel!... hüten sie sich aber wohl, daß man Sie nicht sieht!... — Rechnen Sie auf meine Klugheit. — Ich kehre in den Salon zurück... ich werde Kopfweh haben, und sie sobald wie möglich verlassen... — Sehr gut... ich erwarte Sie.«

Frau von Berly entfernt sich durch eine Allee, die nach dem Hause führte; Gustav schlägt den Weg nach dem Pavillon ein, den man ihm bezeichnet hat. Dieses mitten im Garten vereinzelt stehende Gebäude, besteht aus einer Parterrewohnung, einem Stockwerk, und einer Terrasse darüber, auf welcher man ein Telescop aufgestellt hat, das man nach Belieben auf die Umgegend richten kann.

Gustav gelangt in den Pavillon, hat aber nicht nöthig, von dem ihm eingehändigten Schlüssel Gebrauch

zu machen, denn die Thüre steht offen; eine Treppe führt in den obern Stock und auf die Terrasse, neben dieser Treppe befindet sich die Thüre zu dem Gemach zu ebener Erde.

»Wohnt sie im ersten Stock oder zu ebener Erde? fragt sich Gustav; übrigens... was liegt daran, wo ich sie erwarte: sie hat mir gesagt, daß sie in diesem Pavillon wohne, und wahrscheinlich wohnt sie allein hier, weil sie den Schlüssel dazu hat. Wir wollen also unten hineingehen; ich werde gleich sehen, ob das Zimmer zu ihrem Empfang eingerichtet ist.«

Der Schlüssel ist an der Thüre; Gustav öffnet und erblickt ein hübsches, elegant möblirtes und neu ausgeschmücktes Zimmer. Er tritt ein, in der Ueberzeugung, daß dieß das Zimmer der Frau von Berly sey, das man zu ihrer Aufnahme eingerichtet habe. Es fehlt in der That nichts in dem Gemach: ein elegantes Bett, Sopha, Spiegel, Doppelvorhänge, nichts ist vergessen, um dieses Zimmer zu einem reizenden Aufenthalt zu machen. Gustav untersucht Alles; zu seinem Erstaunen sieht er hinten im Alkov einen Spiegel: »Teufel! ruft er aus, welche Ausgesuchtheit!... welche Künstelei!... Ehemals kannte Julie All' dieses nicht!... Nun, dieser Aufenhalt ist ein Boudoir; es ist der Ort, wie

er einer hübschen Frau zusteht. Gewiß, das Gemach der Madame Frémont muß diesem nicht gleichen!... diese spröde Aurelie, welche die Augen nie gegen einen Mann aufschlug und die leichtesten Späße mit Aerger aufnahm, muß in ihrem Ehestand sehr drollig seyn!... Sie muß aus ihrem Gemache Alles, was die Sinne reizen und die Schamhaftigkeit erschrecken kann, verbannen. Ich bedaure ihren Gemahl!... Nichts ist mürrischer, als eine Spröde... in Gesellschaft wenigstens; doch wäre ich neugierig gewesen, zu erfahren, wie ihre erste Hochzeitnacht vorübergegangen ist.«

Nachdem Gustav das Gemach bewundert hat, stößt er die Thüre wieder zu und wirft sich in einen Lehnsessel. Hier ruht er aus bis Julie zu ihm kommt; er läßt die Begebenheiten des Tags in seinem Kopfe vorübergehen und er kann sich nicht verhehlen, daß er nicht aus dem Hotel weggegangen ist, um bei Julien zu schlafen, und daß er Suzon in der Wohnung der Frau von Berly nicht finden werde. Arme Suzon! . . . wärest du jezt vergessen? . . . Nein, Gustav gibt sich das bestimmte Versprechen, seine Nachforschungen fortzusetzen und das Asyl, wohin der Oberst die Kleine gebracht hat, zu entdecken; allein ein oder zwei Tage Verzug werden in dem Erfolg

seiner Schritte nichts ändern; dieß wird im Gegentheil den Erfolg erleichtern: wenn man sieht, daß Gustav gar keinen Versuch macht, die Kleine wiederzufinden, wird man das Mädchen weniger bewachen; sie wird ihrem Geliebten Nachrichten geben können; so denkt wenigstens unser Held in dem Schlafzimmer der Frau von Berly. Aber wird man mir einwenden, er dachte nicht so, als er aus dem Hotel seines Oheims wegging, als er auf gut Glück durch die Straßen rannte und dem gelben Fiaker bis Belleville nachlief: dieß ist möglich, aber

Andre Zeit, andrer Sinn!

Es war schon lange Nacht, Gustav ward ungeduldig in seinem Lehnstuhl und sehnte sich nach Frau von Berly; endlich strahlt ein Licht im Garten und kommt dem Pavillon näher. Bald schlägt ein verworrenes Geräusch von Stimmen an Gustav's Ohr, welcher erstaunt aufsteht und aufmerksamer horcht.

Er unterscheidet, wie sich die Stimme Aureliens und die eines Mannes mit der Julien's vermischen. Wahrscheinlich haben die Neuvermählten Frau von Berly bis zum Pavillon begleiten wollen; wenn sie aber die Höflichkeit soweit trieben, in das Zimmer einzutreten? dieß wäre möglich... die Stimmen kommen

näher... man muß für jeden Fall der Gefahr zuvorkommen und da Gustav keinen andern Schlupfwinkel sieht, verkriecht er sich unter das Bett, wo er sich nicht lange aufzuhalten hofft.

Man ist am Fuße der Treppe angelangt; Gustav kann hören, was man spricht:

»Wie, Aurelie, Sie wollen in diesem Pavillon schlafen? — Ja, meine Tante; ich habe ihn in der lezten Woche besonders dazu herrichten lassen... — Welche Tollheit!... Sie waren so gut in dem Zimmer, das auf die Straße geht!... — Meine Frau hat solche sonderbare Einfälle: sie hat dieß Alles gethan, ohne mich um Rath zu fragen!... — Ich hoffe, mein Herr, daß es mir freisteht, zu schlafen, wo es mir beliebt? — Ohne Zweifel, meine Frau, aber... — Aber, aber... ich sage Ihnen, daß wir hier viel besser wohnen werden. — Indeß ist dieser Pavillon feucht, Aurelie... — Sie schlafen gut darin, meine Tante? — Ja, aber im Erdgeschoß. — Ich fürchte die Feuchtigkeit nicht... Sehen Sie, meine Tante, wie ich das Gemach habe einrichten lassen.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, öffnet Aurelie die Thüre und tritt ein; Julie folgt ihr zitternd; sie fürchtet, Gustav, dem sie zu sagen vergessen hatte,

daß sie im ersten Stock wohne, möchte sie im untern Zimmer erwarten; doch ein einziger Blick beruhigt sie; er ist nicht da. »Wohlan, bleiben Sie also hier, weil es Ihnen so gefällt.« sagte sie; »ich will mich in's Bett legen... ich habe Kopfweh!... Ach! ich sehe voraus, daß ich morgen spät aufstehen werde.«

Und Frau von Berly verläßt Aurelien und ihren Gatten, um schnell in ihr Zimmer hinauf zu kommen, wo sie Gustav zu finden glaubt.

Aber der arme Gustav war untröstlich unter dem Bett, in das er sich geflüchtet hatte, das Gespräch hatte ihn belehrt, daß er sich in dem Schlafzimmer von Herrn und Madame Frémont befinde. Die beiden Ehegatten schließen sich ein und legen sich in's Bett, es gibt also keinen Ausweg mehr zum Entkommen; glücklich noch, wenn er nicht entdeckt wird! denn wie könnte er sich alsdann entschuldigen?... es wäre ihm nicht einmal möglich, für einen Dieb zu gelten, weil Aurelie ihn kennt: Julie wäre also blosgestellt!... Wohlan, man muß unter dem Bett bleiben und sich glücklich schätzen, wenn ihn Niemand hervortreibt.

Gustav legt sich der Länge nach auf den Rücken, ruft die Vorsehung an, daß Herr und Madame Frémont nicht unter das Bett sehen, ehe sie sich

niederlegen, wie dieß bei furchtsamen Seelen der Fall ist, und wartet in größter Stille und ohne daß er sich zu bewegen oder zu athmen wagt, bis der Zufall oder die Liebe ihm erlaube, aus seinem Versteck hervorzugehen.

Madame Frémont wickelt ihre Haare auf, der Ehemann entkleidet sich: »Wahrlich,« sagt Gustav »ich werde in die Geheimnisse des Ehebetts eingeweiht werden; ich rechnete darauf, diese Nacht der Liebe zu pflegen, nun werde ich hören, wie es Andere thun; dieß ist zwar ein Unterschied; ich werde aber vielleicht hinsichtlich der Erfahrung dabei gewinnen; man muß sich darein ergeben.«

Indeß wurde das Gespräch der beiden Ehegatten nicht in dem Ton der Zärtlichkeit geführt: »Schnüren Sie mich auf, mein Herr, ich bitte Sie... Machen Sie doch voran!... Ach! wie linkisch sind Sie!... —

Meine Frau, es hat einen Knopf... — Schneiden Sie den Schnürnestel ab; ein Nichts sezt Sie in Verlegenheit!... — So, es ist geschehen... Das ist sehr glücklich! ich glaubte, Sie würden nie damit zu Ende kommen!... Wie! Sie setzen eine Baumwollenmütze auf?... — Ohne Zweifel... — Ach! wie schlecht Ihnen dieß steht!... Wie häßlich sind Sie

damit! — Dieß hält mich warm, und ich will in diesem Zimmer, von dem man sagt, daß es feucht sey, mich nicht erkälten. — Ach! mein Gott, Sie sind schon wie die Alten... Ziehen Sie nicht auch ein Flanell-Leibchen an!... — Ja, dieß werde ich sogleich thun, denn es bewahrt vor vielen Krankheiten. — Ich glaube, daß daraus nichts wird!... welche Sucht!... Was mich betrifft, so mag ich nicht zu einem Paket Flanell in's Bett liegen!... dieß würde mir die Haut aufritzen. — Man hat nicht überall meine Frau. — Ah! das ist Schade!«

Madame Frémont legt sich zu Bett. »Pest!« sagt Gustav bei sich selbst, welch' eine Frau!... für eine Spröde ist es sehr sonderbar, daß sie die Flanell-Leibchen nicht liebt!... Was! dieses Mädchen... welche die Augen beständig niederschlug, wenn sie mit einem Manne sprach!... Traut daher dem Schein!«

»Nun! mein Herr, haben Sie bald Ihre fünfzehn Gänge gemacht?... werden Sie sich diesen Abend bald niederlegen? — Hier bin ich, meine Frau: ich sehe nach, ob die Läden gut verschlossen sind... — Haben Sie Furcht vor Dieben?... — Nein, aber ich fürchte die Zugwinde, und auf dem Land fängt man leicht einen steifen Hals!... — Ach, mein Gott!

Herr Frémont, wenn Sie mir gesagt hätten, ehe Sie mich heiratheten, daß Sie Furcht vor Zugwinden und steifen Hälsen haben ... und daß Sie ein Flanell-Leibchen und eine baumwollene Nachtmütze tragen, würde ich mich noch haben besinnen können!... In Wahrheit... man wird durch den Schein sehr betrogen!... Sie spielten den Großprahler ... den Ausgelernten, den Unermüdlichen, den Eisenfresser! und Gott weiß, was daran ist!... — Madame, ich denke, daß man sich der soliden Eigenschaften wegen heirathet... — Die Eigenschaften!... aber wo sind denn Ihre soliden Eigenschaften, mein Herr?... Vorwärts, legen Sie sich in's Bett.«

Frémont bläst das Licht aus und nähert sich seiner lieben Hälfte. »Wie, mein Herr!... Sie haben das Licht ausgeblasen?... — Gewiß, Madame; Sie wissen wohl, daß ich nicht gewohnt bin, das Licht zum Schlafen brennen zu lassen. — Zum Schlafen!... ach! ja... dieß ist sehr wahr!... Sie sind nicht gewohnt... — Wie! das macht Sie böse, meine liebe Freundin? — Ach! wie linkisch!... es ist wohl der Mühe werth, daß ich einen Spiegel in meinen Alkov stellen lasse!... — Einen Spiegel!... ich denke nicht, daß Sie sich bei Nacht eines Spiegels bedienen wollen?... — O! nein,

mein Herr, ich sehe wohl, daß dieß Alles bei Ihnen vergeblich ist.«

Herr Frémont legt sich zu Bett, seine Frau sagt nichts mehr; Gustav hatte viel Mühe, den Lachreiz zurückzudrängen, den ihm das eheliche Gespräch verursacht hatte. Fünf Minuten lang unterbricht man das Stillschweigen nicht; doch schlief man nicht ein, denn Gustav hörte, daß man sich oft im Bett umdrehte. Endlich ergreift Aurelie das Wort wieder:

»Ha so, mein Herr, wollen Sie auf diese Art einschlafen? ... — Ja, ich denke, daß es nicht zum Verwundern ist, wenn ich einschlafe ... ich bin diesen Morgen viel in Paris herumgelaufen ... ich bin sehr müde. — Sie sind müde! ... dieß ist Alles, was Sie mir zu sagen haben! ... Ich bin nicht müde, mein Herr, ich, und ich bin nicht der Meinung, daß es so vorübergehe ... — Aber, meine Frau, gestern ... — Gestern! ... Seht doch, eine schöne Sache, um sich zu rühmen! ... wie, mein Herr, nach sechswöchentlicher Ehe führen Sie sich auf diese Art auf! ... dieß ist abscheulich! ... es ist entsetzlich! ... wir werden uns trennen, wenn es so fortgeht ... — In Wahrheit, Madame, Sie setzen mich in Erstaunen! ... Ich hätte, als ich Sie heirathete, niemals geglaubt, daß Sie

eines Tages eine solche Sprache führen würden!... Sie, Madame, die in der Welt so zurückhaltend, so streng hinsichtlich des Anstandes ist!... hinsichtlich der Sitten!...Sie zankten mich, wenn ich den Senator, oder der große Schreiber an Papa sang; Sie, die nicht begriffen, daß man in die komische Oper gehen könne, Joconde oder die gerächten Frauen zu sehen! Sie, die zwei Kammerfrauen fortgeschickt haben, weil sie zu ausgedrückte Formen hatten, und eine Köchin, weil sie die Augen nicht niederschlug, als sie die Suppe und das Rindfleisch auftrug, — Sie machen mir heute Vorwürfe, weil ich nöthig habe, ein wenig auszuruhen!... — Ei! mein Herr! was hat Alles, was Sie mir da hererzählt haben, mit den Pflichten der Ehe gemein?... Ja ohne Zweifel ich liebe die Schicklichkeit in Gesellschaft!... aber ich weiß wohl, warum man sich verheirathet... die Religion gebietet uns, uns den Wünschen unseres Gatten hinzugeben... ihnen selbst zuvorzukommen;... sie erlaubt uns die Freuden des Ehestandes zu genießen, indem wir Wesen nach unserem Bilde zeugen; Sie sind ein Gottloser, mein Herr, der die Befehle Gottes nicht befolgt. — Nun, Madame, keinen Zorn!... Sie wissen wohl, daß ich Sie

zärtlich liebe... — Sie sagen es, dieß ist Alles... — Ach!... ich habe es Ihnen oft bewiesen... umarmen wir einander, meine liebe Freundin, und schließen wir Frieden... — Wahrhaftig... ich bin zu gut, daß ich Ihnen nachgebe... Ach!... was machen Sie denn?...

Hier konnte Gustav die Fortsetzung des Gesprächs nicht mehr verstehen; das Krachen des Bettes hinderten ihn, die Worte Aureliens zu vernehmen, allein an der Gluth, die sie in ihre Reden zu legen schien, konnte er sich nicht enthalten, einen Augenblick die Stelle zu beneiden, die Herr Frémont einnahm.

Drittes Kapitel.

Julie verliert ihre Schönheit und Gustav seine Hosen.

Das Gespräch der beiden Ehegatten war zu Ende; die Stille der Nacht wurde durch die Ausrufungen Aureliens nicht mehr gestört; man drehte sich nicht mehr im Bette um, woraus Gustav schloß, daß man eingeschlafen sey. Er beschloß, diesen Augenblick zu seinem Entkommen zu benützen; er konnte auf keine

günstigere Gelegenheit hoffen. Wenn er den Tag abwartete, würde es ihm schwerer werden, die Blicke der Dienerschaft zu vermeiden; man mußte daher den Schlaf der Eheleute benützen.

Gustav schleicht ganz leise auf Händen und Füßen hervor; so gelangt er in die Mitte des Zimmers; er steht auf und geht, die Hände vorwärts gestreckt, auf die Thüre zu; schon ist er ganz nahe bei derselben, als seine Füße an ein Tabouret stoßen, das seine Hände nicht fühlen konnten; auf dieses Tabouret war ein Waschbecken gestellt, das mitten in das Zimmer rollt; das Geräusch weckt die beiden Ehegatten auf.

»Wer ist da?« ruft Herr Frémont; Gustav sieht, daß es nicht mehr Zeit ist, umherzufühlen, man muß Reißaus nehmen; er findet die Thüre, öffnet sie schnell und steigt die Treppe hinauf, während Auerlie aus vollem Halse schreit: Diebe! Hülfe! . . . und Frémont nach seiner Flinte läuft.

Gustav langt im ersten Stocke an, er klopft an die Thüre, er ruft Julien mit halblauter Stimme; aber man antwortet nicht und Frémont kommt aus seinem Zimmer heraus; er wird die Treppe heraufsteigen, Gustav einholen und ihm vielleicht eine Kugel durch den Kopf jagen, ein Umstand, dem man sich nicht aussetzen

darf; wie ihm entgehen? unser Unbesonnener geht die weitere Treppe hinauf; die auf die Terrasse gehende Thüre steht offen, er tritt ein und schließt die Thüre hinter sich zu; hier wäre er also für einen Augenblick in Sicherheit; allein Frémont weiß, daß er sich auf die Terrasse geflüchtet hat; er läuft die Treppe hinauf und ruft seine Diener zusammen, während sich seine Frau im Hemd in den Garten rettet.

»Warum hatte aber Julie Gustav nicht aufgemacht? — Weil sie gerade gar nicht in ihrem Zimmer war. — Und warum war sie mitten in der Nacht nicht in ihrem Zimmer? — dieß wird mir sehr leicht zu erklären seyn.«

Als Frau von Berly in ihr Zimmer hinaufging, glaubte sie Gustav gewiß dort zu finden: wie groß ist aber ihr Erstaunen, Niemanden zu sehen! sie blickt überall herum, in den Kabinetten, den Schränken und sogar im Bett; kein Gustav!... wo kann er seyn? sie steigt auf die Terrasse, er ist nicht dort; aber wo ist er denn?... sie ist in das Zimmer ihrer Nichte eingetreten, sie weiß, daß er dort nicht ist; Julie begreift das Benehmen Gustav's nicht; sie öffnet das Fenster, blickt in den Garten, horcht, hustet sehr stark... Niemand erscheint.

»Nun, sagte sie, die Zeit wird ihm zu lang geworden seyn... er wird weggegangen seyn, doch nein, Gustav wird mich nicht auf diese Art verlassen haben... vielleicht hat er befürchtet, in dem Pavillon gesehen zu werden, und es vorgezogen, mich im Garten zu erwarten... denn er muß irgendwo seyn... durchsuchen wir den Garten.«

Julie nimmt ein Licht, geht leise die Treppe hinab, um Herrn und Madame Frémont keinen Verdacht einzuflößen und durchsucht jedes Bosket, jeden Strauch, indem sie Gustav, der damals unter dem Bett Aureliens lag, mit halblauter Stimme ruft.

Der Garten war sehr groß und Julie hatte erst die Hälfte durchsucht, als das Schreien Frémont's und seiner Frau an ihr Ohr schlug: Sie hält zitternd inne: »Er ist entdeckt, sagte sie; wir sind verloren!...«

Frau von Berly beschleunigt ihre Schritte gegen den Pavillon; beim Einbiegen in einen Baumgang wirft sich Aurelie in ihre Arme:

»Ach, meine Tante! retten wir uns, es ist ein Dieb im Hause... — Ein Dieb?... — Ja meine Tante... haben Sie es nicht gehört?... — Doch, und deßhalb bin ich in den Garten herabgekommen...

— Es ist ein Glück, daß Sie ihm nicht begegnet sind, er ist jezt auf der Terrasse... — Bist du dessen aber ganz sicher?... — O! gewiß; er war unter meinem Bett verborgen!... ach, mein Gott!... und Herr Frémont hat gewollt mich... Ach! wenn ich es gewußt hätte!... aber, meine Tante, gehen Sie doch nicht dorthin; sie nähern sich dem Pavillon... dieser Mensch könnte uns einem Pistolenschuß von der Terrasse her zuschicken.«

Frau von Berly hörte Aurelien nicht und setzte ihren Weg gegen den Pavillon fort; sie langt dort an, öffnet die Thüre und stößt einen Schrei aus, als sie einen ganz schwarzen Menschen mitten in ihrem Zimmer erblickt... ihr Schrecken verschwindet aber bald; dieser schwarze Mann ist Gustav, der, um in ihr Zimmer zu gelangen und von der Terrasse zu entkommen, keinen andern Ausweg gefunden hat, als sich durch den Kamin herabzulassen.

»Wie, Sie sind es?... armer Gustav!... wie er aussieht!... — Es ist noch ein großes Glück, daß ich dieses Mittel gefunden habe, ihnen zu entschlüpfen!... — Was werden sie aber denken, wenn man Sie nicht auf der Terrasse findet?... — daß ich in den Garten gesprungen bin... — Ach!...

es kommt mir ein Einfall . . . ja . . . ich höre sie . . .«

Frau von Berly öffnet ihr Fenster, Herr Frémont kam gerade mit seinem Gärtner, seinem Kammerdiener und drei oder vier Nachbarn, die es ihm gelungen war, aus dem Bette zu bringen, und die eingewilligt hatten, ihm zu folgen, um den Dieb festzunehmen.

Diese Herren trugen Fackeln und Flinten; sie wollten auf die Terrasse, Frau von Berly hielt sie zurück:

»Der Dieb hat sich gerettet . . . ich habe ihn von der Terrasse herab in den Garten springen und über diese Mauer hinaussteigen sehen. — Sind Sie dessen gewiß, meine Tante? . . . diese Mauer ist indeß sehr hoch . . . dieses Spalier ist nicht beschädigt . . . — Solche Leute sind so leichtfüßig! . . . — Dieß ist gleich, meine Herren, sagte Aurelie, durchsuchen Sie immerhin den Pavillon und die Terrasse.«

»Potz tausend! sagte Gustav, hier werden sie mich nicht suchen, hoffe ich . . . besonders wenn ich in Ihrem Bett bin.«

Hiemit kleidet er sich aus und legt sich in's Bett; Julie thut dasselbe . . . Man kommt eilends die Treppe herab . . . man klopft stark an ihre Thüre . . . »Oeffnen

Sie ... öffnen Sie ... meine Tante! ruft Herr Frémont ... — Und warum denn? ... — Der Dieb muß in Ihrem Zimmer oder im Kamin seyn ... wir sind gewiß, daß er durch dasselbe herabgekommen ist ... der obere Theil des Kamins ist zerbrochen ... — Ei, mein Herr! ich sage Ihnen, daß Niemand in meinem Zimmer ist ... ich werde es doch sehen. — Er ist versteckt, meine Tante; öffnen Sie oder Sie sind verloren ... — Aber, mein Herr, ich bin ganz nackt ... warten Sie doch einen Augenblick.«

Julie kleidet sich wirklich vollends aus; sie steckt die Kleider Gustav's zwischen ihre Matratzen und nähert sich der Thüre: »Ich will Ihnen aufmachen, meine Herrn ... kommen Sie aber nicht augenblicklich herein; lassen Sie mir Zeit, mich wieder in mein Bett zu legen, ich bitte Sie darum ... — Ja, meine Tante, öffnen Sie.«

Julie öffnet die Thüre und legt sich wieder zu Gustav in's Bett, der sich so klein als möglich macht und sich an einem Ort zusammenkauert, von dem man sicherlich nicht vermuthen durfte, daß sich der Dieb dahin geflüchtet habe.

Frémont, die Diener und Nachbarn treten mit vorgehaltenen Gewehren ein; sie durchsuchen alle

Ecken, blicken in das Kamin, schießen zwei Pistolen in dasselbe hinauf. »Sie sehen wohl, daß er nicht hier ist, sagte Frau von Berly; er wird im Hinabspringen von der Terrasse das Kamin beschädigt haben. — Ei, sagt Aurelie, die an der Thüre geblieben war, ihrerseits, wenn er aber unter dem Bett meiner Tante versteckt wäre?...«

Man sieht unter das Bett... Niemand. — »Wenn ich Ihnen sage, daß ich ihn rechts habe über die Mauer setzen sehen... — Es konnten aber Mehrere seyn, meine Tante. — Kurz, es ist keiner hier und ich hoffe, daß man mich schlafen lassen wird. — Schlafen... wie, meine Tante, Sie denken an's Schlafen, wenn wir von Dieben umgeben sind?... — Da ich sicher bin, daß sie nicht mehr im Hause sind, fürchte ich nichts mehr. — Wohlan, meine Herren, sagt Frémont zu seinen Nachbarn, wir wollen eine genaue Nachsuchung im Garten anstellen. — Aber, mein Herr, sagt der Gärtner seinerseits, wenn der Dieb in den Garten rechts gesprungen ist, so wird er zu Herrn Courtand, dem Schulmeister hier neben an gefallen seyn. — Dieß ist richtig... man muß zu Herrn Courtand gehen und ihn aufwecken; es gelingt uns vielleicht, den Schlingel zu packen.«

Die Herren schicken sich an, fortzugehen; Aurelie hält sie zurück: »Und ich, meine Herren, wollen Sie mich verlassen? ... ich habe keine Lust, allein in diesem Erdgeschoß zu bleiben ... man dürfte nur die Läden eindrücken ... — Kommen Sie mit uns Madame ... — Ich werde so fortgehen! ... o Himmel ... diese Herren haben nur schon zu viel gesehen ... Ach! ... ich will bei meiner Tante bleiben, sie hat Muth; bei ihr werde ich nicht so viel Furcht haben ... Wollen Sie, meine Tante, daß ich bei Ihnen schlafe? ... — Welche Narrheit! ... — Ach! ich bitte Sie, meine Tante ... Gehen Sie, meine Herren; aber lassen Sie uns den Gärtner als Schildwache zurück ... er wird unten bleiben.«

Die Männer gehen fort, stellen den Gärtner zur Bewachung vor dem Erdgeschoß auf, mit dem Befehl, beim ersten Lärm zu schießen und eilen, Herrn Courtand aufzuwecken, Aurelie in dem Zimmer der Frau von Berly zurücklassend.

Die Lage Gustav's war peinlich: in jedem andern Augenblick hätte er aus seiner Stellung Nutzen gezogen, jetzt durfte er aber, ein neuer Tantalus, die Güter nicht genießen, die sich ihm darboten; unser Held besaß nicht die Tugend des heiligen Robert von

Arbrissel, der zwischen zwei jungen Mädchen schlief, um sein Fleisch zu kreuzigen und so dem Teufel Trotz bot (welcher ihn immer zulezt in Ruhe ließ). Gustav war vom bösen Geiste besessen und konnte es bei einer schönen Frau liegend, nicht über sich gewinnen, nicht wenigstens das Verfahren des Origenes in Anwendung zu bringen; ich bin geneigt, zu glauben, lieber Leser, daß du wie mein Held in Versuchung gefallen wärest.

Julien ward es noch übler zu Muthe als Gustav; sie sah schaudernd auf Aurelie, die damit beschäftigt war, ein Tuch um ihren Kopf zu binden und sich anschickte, das Bett ihrer Tante zu theilen; noch einen Augenblick und Madame Frèmont wird Alles entdecken... das Bett ist hart an der Wand, es ist daher nicht möglich, hinten hinab zu schlüpfen... Was also machen? wohlan... ein großes Mittel; man muß öfters Alles au'fs Spiel setzen, um etwas zu retten!... Julie steht in dem Augenblick auf, wo Aurelie sich niederlegen will, sie nimmt das Licht, das diese auf das Nachttischchen sezte.

Wo gehen Sie denn hin, meine Tante?... — Ich habe ein Geräusch zu hören geglaubt... ich glaube, daß diese Herren nicht in jene große Kommode

gesehen haben... — Ach, meine Tante! Sie machen mich zittern... gehen Sie nicht näher... wenn wirklich Jemand darin wäre?... — Nun, man muß sich davon überzeugen... — Aber warten Sie doch, ich will den Gärtner in Kenntniß setzen...«

Aurelie öffnet die Thüre und ruft dem Gärtner; während sie den Rücken dreht, legt Julie Feuer an Papiere, die sich in dem Schranke befinden und tritt dann Madame Frémont näher. Der Gärtner kam herbei, bereit, auf den Dieb zu schießen. »Ich habe nichts gesehen, sagte Frau von Berly, ich habe mich geirrt... — Dieß macht nichts, meine Tante, lassen Sie ihn noch einmal überall nachsuchen.«

Der Gärtner tritt in das Zimmer und erblickt einen dichten Rauch, der aus der Kommode herauskommt. — Ah! Teufel! meine Damen, hier ist was ganz Anders!... der Dieb hat Feuer bei Ihnen angelegt... — Feuer!... — Ach! ich Unglückliche, ich habe es gethan, als ich die Kommode durchsuchte, ein Funken wird herunter gefallen seyn... — Retten wir uns, meine Tante, retten wir uns... der Rauch erstickt mich schon!... «

Der Rauch begann das Zimmer anszufüllen; Aurelie springt die Treppe hinab, indem sie durch-

dringende Schreie ausstößt: der Gärtner läßt seine Flinte da und eilt fort, Wasser zu holen: Julie ist endlich mit Gustav allein, der aus dem Bett springt und sich in ihre Arme wirft.

»Retten Sie sich, mein Freund, Sie haben nur einen Augenblick... großer Gott, welche Nacht!...— Liebe Julie!... und ich bin Schuld daran...— Gehen Sie schnell fort... der Rauch wird uns ersticken...— Ich muß doch meine Kleider nehmen... ich kann mich so nicht entfernen...— Ich bitte, gehen Sie zuerst aus diesem Zimmer weg...— Ich soll Sie verlassen!... Man sieht hier nichts mehr... Ah! ich habe sie, glaube ich... Gehen Sie hinab... hier ist der Schlüssel zur kleinen Thüre... Adieu Gustav... retten Sie sich...«

Julie schiebt Gustav zum Zimmer hinaus, das schon voll von Rauch war. Der Gärtner kam aber gerade mit zwei Wassereimern herauf; er sieht einen jungen Menschen mit einem Paket entfliehen, und zweifelt keineswegs, daß dieß der Dieb sey, den man sucht; da er keine Waffen hat, ihn zu bekämpfen, so sezt er den einen Eimer auf die Erde und schüttet den andern über Gustav aus; dieser, eingenezt bis auf die Haut, stoßt seinen Gegner zornig zurück; der

Gärtner verliert das Gleichgewicht, er wankt, fällt auf die Stufen der Treppe; Gustav springt über ihn weg, aus dem unheilvollen Pavillon hinaus; glücklicherweise war Aurelie schon weit davon entfernt, er folgt der Allee die nach der kleinen Thüre führt, öffnet sie und befindet sich endlich im freien Felde; zum zweiten Mal sezt er beinahe nackt über Hecken, Stauden und Gräben und abermals ist es wegen Julien, daß er sich in dieser ärgerlichen Lage befindet. »Ach dieß ist vorbei« sagt unser Held mit den Zähnen klappernd, »ich werde mich einem solchen Abenteuer nicht mehr aussetzen! diese Frau kommt mich zu theuer zu stehen!...

Als Gustav eine Büchsenschußweite vom Hause des Herrn Frémont entfernt ist, hält er an und macht sich an's Ankleiden; aber neues Mißgeschick, statt ein Paar Hosen findet er ein Schnürleibchen, einen Unterrock statt einer Weste und ein Kleid statt eines Fracks; kurz, es sind die Kleider Juliens, die er für die seinigen gehalten hat; ein um so natürlicherer Irrthum, als Julie die Kleider Gustav's zwischen die Matratzen ihres Betts gesteckt und die ihrigen statt der andern auf den Sessel gelegt hatte. Mitten im Rauch, der nicht mehr erlaubte, die

Gegenstände zu unterscheiden, hatte Gustav genommen, was auf dem Sessel war, ohne die Kleiderverwechslung gewahr zu werden.

»Man sagt, daß es einen Gott der Liebenden gebe;« sprach Gustav, indem er sich den Unterrock von weißem Perkal und das Kleid von grauem Taffet um den Leib knüpfte: »Allein es scheint mir, daß sich der Teufel in dieser Nacht in meine Angelegenheiten gemischt hat. Wohlan... ich will eine Frau seyn, weil ich nichts Anderes seyn kann; ich gestehe, daß mir diese Verkleidung für den Augenblick durchaus nicht zusagt: wenn man durch und durch naß ist, ersetzen ein Unterrock von Perkal, ein Kleid von Taffet und eine Tüllhaube einen Frack und Tuchhosen nicht... Wenn es nur wenigstens Sommer wäre... wir sind aber im Monat März!... Welcher Einfall, bei diesem Wetter auf das Laud zu gehen!... Zum Henker!... ich hatte wohl nöthig, diesem Fiaker zu folgen!... ach! es war wegen Suzon!... Was Teufels macht man mit allen diesen Schnüren?... Ich muß das Aussehen eines wahren Lackenvergolders haben... zum Unglück fängt der Tag an zu grauen... Ach! welche Nacht!... bei einer reizenden Frau im Bett liegen, ohne... Auf diese Art eingenezt,

geräuchert und zugerichtet zu werden!... Ah, mein Oheim! wenn Sie mich in diesem Zustande sehen würden... und Madame Fonbelle, der ich alle Tage schwöre, daß ich gesezt, ordentlich, beständig sey!... Zum Teufel mit den Schnürnesteln... und den Bändern.... Beeilen wir uns, um vor hellem Tage nach Paris zu kommen; denn wenn man mich so erblickte, würde man mich auf die Polizei-Prefektur führen.«

Während unser Held am Rand eines Grabens zwischen einem Johannisbeerstrauch und einigen Kartoffelstöcken sitzend, an seiner neuen Toilette arbeitete, sezte sich Frau von Berly den größten Gefahren für ihn aus: Julie war hinter Gustav, als ihn der Gärtner von Kopf bis zu den Füßen begoß; endlich sieht sie ihn seinen Gegner niederwerfen und den Garten gewinnen. Er ist gerettet, sagte sie: aber bald mäßigt ein Gedanke ihre Freude: seine Kleider sind zwischen den Matratzen verborgen; hätte er sich geirrt?... hätte er mein Kleid für einen Frack genommen? der Unglückliche! in dem Zustand, in den ihn der Gärtner versezt hat, wird er eine Krankheit davon tragen, wenn er sich nicht sehr schnell warm ankleiden kann. Dieß sind die Gedanken, die sich in Menge in dem Gehirn Juliens durchkreuzen; sie faßt

alsbald einen kühnen Entschluß; die Frauen berechnen die Gefahr nicht, wenn es sich um den Gegenstand ihrer Neigung handelt, und Frau von Berly ist überzeugt, daß Gustav zu Grund geht, wenn er zu seiner Bedeckung nur ein Kleid und einen Unterrock hat.

Sie geht die Treppe wieder hinauf; die Flamme griff schon in einem Theil des Zimmers um sich, hatte aber das Bett noch nicht erreicht; Julie schließt die Augen; hält den Athem an sich, stürzt sich in das Gemach... sie berührt die Matratze, hebt sie in die Höhe... sie fühlt die Kleidungsstücke, zieht mit Kraft hervor... endlich hält sie diese kostbaren Gegenstände... sie sucht die Thüre: der Rauch ist erstickend... ein Flammenwirbel erreicht sie; ihre Haare, die in Unordnung umherhängen sind bald verzehrt; sie verliert den Muth... vor der Treppe fällt sie nieder mit dem Ausruf: Armer Gustav!

Julie wäre verloren gewesen, wenn der Gärtner, der wieder aufgestanden war und sich von der ihm durch den Sturz verursachten Betäubung wieder erholt hatte, nicht zu ihrer Hilfe herbeigekommen wäre. Der brave Mann steigt mit dem einzigen ihm noch übrigen vollen Wassereimer die Treppe herauf: er sieht Frau von Berly am Boden, er nimmt sie in

seine Arme, trägt sie in den Garten hinab, und schüttet ihr sein Wasser über den Kopf, um das Feuer in ihren Haaren zu löschen. In diesem Augenblick kam von allen Seiten Hilfe herbei: Aurelie hat ihren Mann gerufen; Frémont und seine Diener hatten die ganze Anstalt des Herrn Courtand aufgeweckt. Die Nachbarn kamen mit Wasser herbei, es gelang bald, des Feuers Meister zu werden, die Möbeln des Zimmers im ersten Stock waren verbrannt und mit ihnen die Kleider Gustav's.

Frau von Berly kam wieder zu sich, aber sie litt entsetzlich; ihr Gesicht war überall verbrannt: sie sollte ihr ganzes Leben die Spuren dieser Wunden tragen. Aurelie stieß einen Schrei aus, als sie ihre Tante sah: Julie ergab sich in ihr Schicksal... »Ich werde häßlich seyn,« sagte sie, »er wird mich nicht mehr lieben!... indeß ist mein Herz immer dasselbe!... aber er wird sich wenigstens nicht mehr wegen meiner blosstellen und ich werde meinen Pflichten nicht mehr untreu werden.«

Julie verlor in der That alle ihre Reize; sie ward an dem gestraft, wodurch sie gesündigt hatte!

Gerechte Ordnung, Leser, der Dinge dieser Welt.

Viertes Kapitel.

Ein Auftritt in der Courtille *).

Gustav, die Haube auf dem Ohr, den Schnürleib als Weste angezogen und vorn zugemacht, den Unterrock auf einer Seite hängend und das Kleid im Koth schleppend, marschirte mit großen Schritten in der Hauptstraße von Belleville. Der Tag erschien und im weiblichen Kostüm muß man Abenteuer vermeiden, besonders in dem Quartier der Courtille, dem gewöhnlichen Aufenthalt der Trunkenbolde. Gustav wünschte sich Glück, an der Liebesinsel vorüber zu seyn; er verdoppelte die Schritte, mit Mühe sein Kleid mit der einen und seinen Unterrock mit der andern Hand in die Höhe haltend, und häufig genöthigt, beide loszulassen, um nach seiner Haube zu greifen, die der Wind fortzunehmen drohte.

Zum Unglück für unsern Helden hatte Herr Favori, Wilder des großen Salons von Calot und als Sänger bekannt in den schönen Gesellschaften von

*) Die Courtille ist ein Vergnügungsort der untern Volksklassen bei Paris. Anmerk. d. Uebers.

Kokoli, Belle=en=Cuisse, Salon=de=Flore und andern, wegen seines Talents auf der Pauke und wegen seines prächtigen Tenors, mit Jean=Jean Courtepointe, Tambour in der Kaserne des Maronniers, einen Streit gehabt wegen der Jungfer Nanon Dur=à=Cuire, majorennen Jungfrau und eigens etablirten Händlerin mit rothen Eiern, die durch die Lebhaftigkeit ihrer Augen alle Herzen der Wirthshausbesucher des Herrn Desnoyer entzündete, jedoch fest in ihren Grundsätzen und ihrer Tugend, wie in ihren Holzschuhen war.

Herr Favori, Schön=Sprecher und großer Beschwatzer junger Mädchen, besaß tausend Mittel, die unschuldigen Schönheiten, die er seiner Huldigungen würdig hielt, zu fesseln: er sang mit verführerischer Grazie die Romanze vom Schöpsenfuß oder die Klage über Abraham's Opfer. Er ging alle Wochen in das Theater des Funambules, um sich in der Pantomine zu bilden, und von Zeit zu Zeit in das Kafé des Aveugles, um kleine Opern=Arien zu lernen.

Nanon liebte die schönen Künste, besonders die Musik; sie schlug auf ihrem Fuß wärmer den Takt, wenn Favori eine gefühlvolle Strophe sang und that es doppelt bei Eröffnung der Karavanen, wenn der schöne Wilde sie auf seinen Pauken spielte. Favori

hütete sich aber wohl, die gute Stimmung Nanon's zu vernachlässigen; er flog zu ihr in den Zwischenakten des Dienstes. Er sezte sich neben ihrem Kram nieder und lehrte die schöne Händlerin: **O Pescator del onda fideli.** Diese zauberische Arie verrückte Nanon den Kopf und sie sang vor sich hin: **O Pescator,** mochte sie harte Eier schälen oder einen Häring kochen.

Herr Jean-Jean Courtepointe belugte die schöne Händlerin gleichfalls; der junge Tambour sang weder **Pescator** noch Romanzen der Boulevarts; aber er schaukelte sich mit Grazie, wenn er seine Trommel trug; die Trommelschlägel rollten in seinen Händen mit bewundernswürdiger Behendigkeit hin und her; er ließ die kleinen Pfeifer spielen, wenn man die Courtille herabkam und oft hielt er vor dem Stande mit rothen Eiern an, um den Zapfenstreich zu schlagen.

Nanon war tugendhaft, wie ich schon die Ehre gehabt habe, Ihnen zu sagen; aber sie war für zuvorkommendes Betragen empfänglich, und vielleicht stolz, den beiden schönsten Männern des Arrondissements Liebe einzuflößen. Sie lächelte dem Militär zu; bewahrte ihm Eier auf, welche sie für ihn besonders gelb gefärbt hatte (eine Galanterie, welche die ganze Reinheit und Unschuld Nanon's bewies). Sie stand

stille, wenn der Zapfenstreich vorüber kam, und Jean-Jean Courtepointe ermangelte alsdann nie, seine Trommelschlägel in die Luft springen zu lassen.

Noch mehr, der junge Tambour war im Tanz ebenso stark als Favori im Gesang. Courtepointe hatte von einem Hanswurst der Seiltänzer das Walzen gelernt und walzte jeden Sonntag und Montag in dem großen Salon von Desnoyer mit größter Vollkommenheit; man drängte sich, um seine Schritte zu sehen und selbst die Schweizer ließen seinem Talent Gerechtigkeit widerfahren. Nun fand Jungfer Nanon viel Geschmack an dem Walzer, einem grazienhaften Tanze, dessen Gefahren ihr ehrliches Herz nicht kannte. Herr Courtepointe hatte sich als Lehrer angeboten, man hatte es angenommen, und man übte sich jeden Abend bald bei Calot bald bei Desnoyer, bis man Fertigkeit genug habe, sich auf die Liebes-Insel zu wagen.

Man kann sich wohl denken, daß Favori die Bemühungen Courtepoint's nicht mit gutem Auge sah. Er schlich um seinen Gegner herum, mit Tigeraugen; er fühlte ein Jucken, dem Tambour Fußtritte zu geben; er wollte ihm seine Trommelschlägel im Gesicht entzwei schlagen; allein

Nanon wußte durch einen majestätischen Blick den Jähzorn des Wilden im Zaum zu halten und mit einem Wort die Wuth seines eifersüchtigen Zorns zu stillen.

»Favori, sagte sie zu ihm, die Hand in die Seite stemmend, ziehen Sie meine Tugend nicht in Zweifel, sonst breche ich jede Verbindung in Gesang und Reden ab; wissen Sie, daß ein Mädchen von meiner Esphäre walzen kann, ohne Fehlschritte zu thun, zu fallen.«

Favori schlug die Augen nieder, stieß einen Seufzer aus, ergriff Nanon's Hand, küßte sie, näherte sich der Wange seiner Schönen, die er ebenfalls küßte, empfing zuweilen eine Ohrfeige als Belohnung seiner Kühnheit, und entfernte sich mit weniger erbittertem Herzen.

Jean-Jean wollte gleichfalls einige Freiheiten nehmen, wenn er Schritte machen ließ; aber Nanon hatte Zähne und Nägel: eines Tages zerkrazte sie die Nase Courtepointe's, und von diesem Augenblick an blieb der Tambour in den Grenzen der Ehrfurcht.

Dieser Stand der Dinge konnte indeß nicht von Dauer seyn: die Nebenbuhler warfen einander drohende Blicke zu, zuweilen entschlüpften sogar unhöfliche

Worte ihren Lippen; Nanon hatte Mühe, sie zurückzuhalten; vergebens warf sie ihnen ihre Tugend und gute Sitten unter die Nase; diese Herren waren nicht ruhig; denn

Nicht immer will die Frau das Gute.

Favori und Jean-Jean kannten einander gegenseitig als entsetzliche Verführer, die die Tugend mehrer bis dahin für unempfindlich geltender Schönheiten zum Fallen gebracht hatten; sie durften daher den Reden der strengen Nanon nicht trauen; denn die Grausamste hat ihre schwachen Augenblicke; man braucht nur diese Augenblicke zu benützen!... das Fleisch ist schwach, und der Böse, der Versucher, der Dämon, kurz der Teufel, wie es beliebt, ihn zu nennen, liebt das Fleisch der Jungfrauen und hübschen Mädchen sehr; denn hiedurch bringt er so viele Seelen vom Himmelswege ab, um sie den ihrer Verdammniß einschlagen zu lassen.

Eines Abends, während Favori in sein Kostüm als Wilder eingehüllt, die zahlreichen Zuschauer, die den Salon Calot's anfüllten, mit einer Scene, der Schmerz eines Karaiben fern vom väterlichen Heerde genannt, regalirte, machte Herr Jean-Jean Courtepointe der schönen Nanon den Vorschlag, eine Stunde

im Walzen in einem der Zimmer des Herrn Desnoyer zu nehmen.

Nanon geht darauf ein; sie fing an, eine gewisse Festigkeit zu erlangen und hoffte, am folgenden Sonntag ihre Anmuth vor einer glänzenden Versammlung zu entfalten. Man geht in eines der Zimmer im ersten Stock hinauf, und Nanon, ihren strengen Grundsätzen treu, läßt Fenster und Thüre öffnen, damit Herr Jean-Jean sich keine unanständige Berührung erlaube.

Der Tambour ließ eine Flasche weißen Wein heraufbringen; Nanon nimmt ein Glas davon an, hieraus läßt sich nichts folgern, und Jean-Jean sezt bei jedem neuen Reihen das Glas an.

Sey es, daß der Wein seine Wirkung that oder, daß die Leidenschaft des Tambour in ihrer lezten Periode angelangt war, er fühlte sich von außergewöhnlicher Gluth verzehrt: er erfand reizende Schritte, bildete sie mit vollkommener Vollendung aus, und lächelt seiner Schönen mit sehr wollüstigem Ausdruck zu; Nanon, vom Wein erhizt, durch das Talent ihres Tänzers angefeuert, und ihrem Meister Ehre zu machen entschlossen, übertraf sich gleichfalls selbst und drehte sich wie eine Negertrommel in den Armen ihres Tambour.

Aber der tarpejische Felsen liegt neben dem Kapitol und der große Salon Calot's dem Desnoyer's gegenüber; Favori, den die Liebe und Eifersucht bis auf den Schauplatz seines Ruhms verfolgten, erblickt durch das Fenster hindurch Nanon, wie sie sich an der Seite seines Nebenbuhlers schaukelte. Dieses Schauspiel macht ihn wüthend: er wirft drei Tabu-rets um, die eine wilde Hütte vorstellen, und einen Besenstiel, mit einem Fliegenwedel gekrönt, der einen Palmbaum völlig anschaulich machte; er springt über seine Pauken, seine Keule in der Hand, sezt über Bänke, steigt über Tische weg, zerbricht Gläser, wirft einen Invaliden, der seinen halben Schoppen trank, auf die Nase, und zwei Auvergenten, die ihr Brod mit Knoblauch rieben; er drängt und stürzt Alles nieder, was sich auf seinem Weg befindet; er steigt immer vier und vier Stufen die Treppe hinab, durchschneidet die Straße, und tritt wie ein Rasender bei Desnoyer ein; sein falscher Bart, der ihn vier und vierzig Sous gekostet hat, fällt auf den Boden; er bemerkt es nicht; seine Tricothosen zerreißen unterhalb des Bauchs, nichts hält ihn auf!... es handelt sich darum, sich an einem verhaßten Nebenbuhler zu rächen; er geht die Treppe hinauf... langt oben an

befindet sich zwischen Nanon und Courtepointe, gerade als dieser eine Figur zeigt, in der man einander umarmt, und der Tambour küßt nur den Magen Favori's, der seine furchtbare Keule in die Höhe hält, und die Augen wie ein Theater-Tyrann umherrollen läßt.

»Unglücklicher!... was wollen Sie thun?« sagt Nanon mit pathetischer Stimme, indem sie den Arm des Wilden, der bereit ist, seinen Gegner zu schlagen, zurückhält. — Es ist nun lange genug, daß Sie sich mit diesem elenden Rataplan im Kreise drehen... dieß muß ein Ende nehmen, und er soll das Gewicht meiner Keule fühlen.«

Courtepointe war tapfer; er sezt seinen Tschako auf das linke Ohr, legt die rechte Hand an seinen Säbelgriff, und weicht, sich auf die Zehenspitzen stellend drei Schritte zurück, um seinen Gegner besser zu messen.

»Wen heißt du Rataplan, schlechter Wilder aus der Straße Coquenard?... glaubst du, mir Furcht zu machen mit deiner Miene aus Kanada?... habe ich deine Unterrichtsstunden in der nachahmenden Harmonie und deinen Pest qu'a tort unterbrochen? Ich werde mit der Jungfer walzen, so lange es ihr gefällig ist. — Du wirst nicht mehr tanzen!... — Ich werde tanzen, Aeh!«

Die Keule wird aufgehoben, der Säbel gezogen; Blut wird fließen!... Nanon schreit, weint; man hört sie nicht; sie wirft sich zwischen die Kämpfenden, man stößt sie zurück; sie rauft sich die Haare aus, man läßt sie machen; sie sinkt auf einen Sessel in Ohnmacht, man gibt nicht darauf Acht; der Sessel weicht, Nanon fällt, ihr Unterrock bleibt hängen, ein bloßer Hinterbacken kommt zum Vorschein ... die beiden Nebenbuhler halten plötzlich inne.

»Nicht hier, sagt Courtepoint, dürfen wir unsern Streit ausfechten, morgen vor Tages-Anbruch werde ich auf den Boulevarts außerhalb der Barriere seyn... — Einverstanden,« sagt Favori.

Jezt treten diese Herren näher zu Nanon; sie schlagen ihren Unterrock herab, setzen sie auf eine Bank, spritzen ihr ein Glas Essig unter die Nase und entfernen sich, so wie sie die Besinnung wieder erlangt hat.

Aber sey es, daß Nanon das Bewußtseyn nicht völlig verloren hatte, sey es, daß sie die Absichten ihrer beiden Verfolger errieth, sie erschien den andern Tag beim Stelldichein, im Augenblick, wo Favori und Jean-Jean jeder mit einem Eisen-beschlagenen Stock bewaffnet, sich anschickten, einander anzugreifen.

»Höret mich zuerst an!« sagte Nanon gegen die beiden Kämpfer vortretend, »Ihr könnt Euch hernach schlagen, wenn Ihr durchaus wollt. Ich bin die Ursache Eurer Streitigkeiten; meine Unschuld hat mich irre geführt, indem sie mich zu unziemlichen Schritten verleitete: ich hätte mit einem Tambour nicht walzen und mit einem Wilden nicht singen sollen. Ihr seyd beide tapfer, dieß ist bekannt: Euer Ruf steht fest; ich will den meinigen wiederherstellen, welchen Eure Galanterien blosgestellt haben... Ich willige ein, einen von Euch zu heirathen... wenn Ihr die Waffen streckt.

»Himmel! rufen Favori und Jean-Jean zu gleicher Zeit aus, indem sie ihre Stöcke auf die Seite werfen. »Wählen Sie, wir liegen zu Ihren Füßen.«

»Einen Augenblick, meine Herren, steht zuerst auf, denn die Schreiber an der Barriere könnten aus Euren Stellungen boshafte Folgerungen ziehen. Ihr seyd beide schöne Männer, Ihr seyd liebenswürdig, Ihr seyd verführerisch!... und ich schwanke zwischen Euch beiden; der Zufall mag darüber entscheiden. Hier ist ein Fünfzehnsousstück, nehmt es, und spielt es auf Wappen oder Schrift: wer gewinnt, erhält meine Hand und der Andere darf nicht weiter Groll mehr haben, als ein Maikäfer.

»So sey es,« wiederholen die beiden Liebenden. Favori nimmt das Fünfzehnsousstück und stellt seinem Gegner die Frage: »Wappen! ruft Jean-Jean aus: von dieser Seite her muß Nanon mein Feuer erwiedern.« Das Stück fliegt in die Luft; Favori und Jean-Jean liegen auf dem Boden... sie verschlingen das Geldstück mit den Augen...

»Wappen ist's!« ruft Courtepointe aus und mit einem Satz ist er in der Höhe, um vor Nanon auf die Kniee zu sinken.

Favori ist niedergedonnert; endlich aber ergibt er sich und als Ehrenmann tritt er auf das Liebespaar zu und vereinigt Nanon selbst mit dem Tambour.

Alles küßt einander und man schlägt den Weg nach dem schönen Salon des großen Saint-Martin ein, um den Morgen dem Vergnügen zu weihen und ein gehaltvolles Frühstück zu verzehren. Es ist kaum Tag, allein die Garküchen an der Courtille sind zu jeder Stunde offen. Courtepointe, der regalirt, läßt zehn Pfannen auf das Feuer setzen, drei Milchschweine umbringen, sechs Täuben rupfen, und Wein zu fünfzehn Sous auftragen. Man gibt sich der Freude hin und die künftigen Eheleute überhäufen einander mit zärtlichen Liebkosungen. Favori ist

unfähig, seinen Verpflichtungen untreu zu werden; er hat aber ein Herz, und so oft Jean-Jean die Wange Nanon's küßt, fühlt er sein armes Herz brechen. Um sich zu zerstreuen und seinen Schmerz zu ersäufen, nimmt er tüchtige Züge: aber der Wein löscht sein Feuer nicht aus; er vermehrt es im Gegentheil, und verdoppelt seine verliebte Glut. Was also thun? das Schauspiel der beiden glücklichen Liebenden fliehen; dieß thut Favori; er verläßt den Saal, zündet seine Pfeife in der Küche an, und will vor der Thüre Luft schöpfen.

Ein Frauenzimmer kommt mit starken Schritten durch Belleville herab: ihre ein wenig ritterliche Haltung, die Haube auf dem Ohr und das bis an die Strumpfbänder aufgeschürzte Kleid stechen dem Wilden in die Augen, der, wie man weiß, in sehr zärtlicher Laune war. Favori gewahrt das etwas starke aber sehr verhältnißmäßige Bein, den schlanken Wuchs, die Augen, welche keine Schüchternheit ausdrücken und welche der Weindunst ihn anziehend finden lassen.

»Dieß wäre meine Sache,« sagt der Wilde und folgt Gustav (denn man hat ihn an seiner Kleidung und Haltung erkennen müssen) auf dem Fuße.

»Auf ein Wort und ein Glas Wein,« sagt Favori, sich seiner Schönen nähernd. — »Geh deiner Wege! — Sie sind zu reizend, als daß man Sie allein gehen lassen sollte... — Geh deiner Wege, du langweilst mich. — Ich bete Sie an... ich habe einen Thaler mit Ihnen zu verthun... — Geh zum Teufel!«

Favori läßt sich nicht abweisen; er geht neben Gustav her und kneipt ihn in den Hintern; dieser wendet sich um, und gibt ihm eine Ohrfeige.

»Ho ho! sagt Favori, man ist streng! dieß ist mir gleich, ich muß dich besitzen; ich habe es mir in den Kopf gesezt, und ich werde dich nicht auf Wappen oder Schrift spielen, weil man nicht soll sagen können, daß mir diesen Morgen alle Frauenzimmer an der Nase vorbeigehen... Um nun nicht mit dir durchzufallen, entführe ich dich!...«

Gustav will sich wehren, allein Favori, wie ein Herkules gebaut, hätte drei wie unsern Helden entführt; er nimmt Gustav auf den Arm und trägt ihn im Laufe fort. Gustav schreit, aber die Straße ist noch verlassen und überdieß ist man in dem Viertel der Courtille so sehr gewöhnt, schreien zu hören, daß man nicht mehr darauf Achtung gibt.

Der Wilde eilte mit Gustav in seinen Armen fort, ohne auf das Schreien und die Gegenerklärungen unseres Helden zu hören, der Favori betheuerte, daß er sich irre. Favori wollte in eine kleine Straße einlenken an deren Ende seine Wohnung war, als zwei Bäuerinnen auf ihren Eseln reitend und Eier und Milch nach Paris bringend, aus der Straße hervorkamen, in die Favori eintrat; der Wilde, der sie nicht hatte kommen sehen, wirft sich ungestüm auf den ersten Esel der ihm aufstößt, stürzt die Bäuerin von demselben herab und läßt die Milch in die Gosse laufen. Dieser Zwischenfall erlaubt Gustav, sich für einen Augenblick aus den Armen des Wilden loszumachen; er steht auf und will fliehen ... Favori läuft ihm nach, der Esel der zweiten Bäuerin versperrt Gustav den Weg; unser Held nimmt einen Anlauf, indem er leicht über die Körbe wegsetzen zu können hofft, er verwickelt aber seine Füße in das Kleid und fällt schwer auf die, für die Stadtbewohner bestimmten Eier; der erschreckte Esel wirft sich auf die Kniee und die Bäuerin rollt mit Gustav mitten in einen See von Milch und zerbrochenen Eiern.

Als unser Held mit dem Esel und den Bäuerinnen umfiel, hatte er gewisse Theile seines Individuum's

sehen lassen; denn du weißt, Leser, daß er in dem Pavillon Juliens seine Hosen verloren hatte; Favori sieht nicht, was er suchte und erblickt, was er nicht suchte. Nun kühlt sich seine Glut ab, und er denkt an nichts mehr, als die Flucht, um der Bezahlung des Verwüsteten auszuweichen.

Die Bäuerinnen arbeiten sich endlich unter ihren Eseln hervor; sie schreien Hülfe! Diebe! der Wilde ist schon weit; sie haben nur noch Gustav, um die verschüttete Milch und die zerbrochenen Eier zu bezahlen; aber Gustav hat sich aufgerichtet, er wickelt seine Röcke um seinen Leib und läuft auf die Barriere zu. Die Bäuerinnen lassen Esel, Körbe, Milch und Eier im Stich, um hinter Gustav her zu laufen.

Unser Held hatte einen Vorsprung, er läuft durch die Barriere, eilt die Vorstadt hinab; die Bäuerinnen verfolgten ihn, indem sie den Vorübergehenden zuriefen: Haltet diese Diebin an, die uns Eier und Milch zu bezahlen hat. Die Maulaffen sprangen zusammen, blickten Gustav an, lachten und nahmen ihn nicht fest. Die Straßenjungen liefen mit den Bäuerinnen fort; es war heller Tag; die Menge der Laufenden wurde immer größer und man war im Innern von Paris. Gustav (der fürchtete, von einer groben

Volksklasse angehalten und der Gegenstand allgemeinen Hohngeschrei's zu werden, belebt seinen Muth und lauft mit Staunen erregender Eilfertigkeit. Er läßt die Bäuerinnen und Neugierigen sehr weit hinter sich schlägt auf gut Glück den nächsten besten Weg ein; geht die Straße du Temple hinab, wendet sich rechts, eilt wieder hinab, macht mehrere Kreuz- und Querwege; endlich hält er von Mattigkeit erschöpft an: eine junge Frau öffnete ihren Laden, er tritt bei ihr ein, und wirft sich auf den ersten Stuhl, den er gewahr wird, ehe die erstaunte Kaufmannsfrau Zeit gehabt hätte, eine Frage an ihn zu richten.

Fünftes Kapitel.

Irrthum; Suzon verloren.

»Ich bitte Sie, Madame, retten Sie mich!... bringen Sie mich in Sicherheit vor den Verfolgungen aller dieser Canaille... — Aber in Wahrheit... Madame... mein Herr... aber ich weiß nicht, was Sie sind!...— Ich bin ein Unbesonnener, Madame; doch sonst bin ich nichts; Sie können mich ohne

Furcht bei Ihnen aufnehmen. — Ach, mein Gott!... diese Stimme... diese Züge... doch, ja, Sie sind es... es ist Herr Nikolas Toupet!... — Wie!... Sie sind Madame Henry!... die hübsche Tabuletkrämerin der Straße aux Ours... — Ich bin es selbst, mein Herr!... Ach! das sonderbare Zusamentreffen!... aber diese arme Kleine... ach! eilen wir sehr, sie in Kenntniß zu setzen!...«

Madame Henry läßt Gustav in dem Laden zurück und geht in den ersten Stock, wo sie mit dem jungen Mädchen, das man ihr anvertraut hat, schläft. Erst seit dem vorhergehenden Tage war Suzon bei Madame Henry; aber zwei gefühlvolle Herzen verstehen sich schnell. Die Tabuletkrämerin war in einem Alter und hatte ein Aeußeres, geeignet, Liebe einzuflößen; sie mußte daher für die durch diese Leidenschaft erzeugten Fehler nachsichtig seyn. Suzon hatte nicht alle diese Betrachtungen angestellt; sie hatte aber Madame Henry nach dem Weggehen des Obersten und der Dienstfrau in's Auge gefaßt; sie hatte zu weinen angefangen; die kleine Tabuletkrämerin hatte sie getröstet, indem sie nach der Geschichte ihrer Leiden fragte; die sanfte Stimme der Madame Henry erregte Vertrauen; wenn man von dem Geliebten fern

ist, ist es ein Trost, von ihm zu sprechen: Suzon hatte offenherzig alle ihre Abenteuer erzählt.

Madame Henry hatte Suzon beklagt, hierauf bei dem Namen Nikolas Toupet, den die Kleine nicht heirathen wollte, einen Schrei der Verwunderung ausgestoßen.

»Ich kenne aber diesen Nikolas Toupet, ich habe mich mit ihm in La Villette bei einer Hochzeit befunden. — Ist er nicht in Wahrheit häßlich, linkisch, dumm?... — Nein, im Gegentheil, er ist ein hübscher Junge, liebenswürdig, geistreich... er tanzt zum Entzücken... — Nikolas? er hüpfte nie im Takt!... er ist schwerfällig!... er weißt kaum en avant deux zu machen! — Sie spassen! er war der schönste Tänzer bei der Hochzeit!... — Er ist feigherzig wie ein Hase! — Feigherzig!... er hat einen Schreinerjungen, der Händel an ihm suchte, durchgeprügelt!... er hätte die ganze Welt geschlagen, wenn man ihn hätte machen lassen! — Er hat sich also sehr verändert!... haben Sie aber gewiß Nikolas Toupet gesehen? — Gewiß; Nikolas Toupet von Ermenonville, der die Tochter des Herrn Lukas heirathen sollte?... — O, er ist's!... aber er wird mich nicht heirathen?... ich will lieber sterben, als

seine Frau werden!... — Ah gut! ich bin nicht Ihrer Ansicht, und wenn er mich liebte, mich, so würde ich ihn gerne heirathen!...—Ah, Madame! wenn Sie Herrn Gustav, den Neffen des Obersten Moranval kennten, würden Sie sehen, welcher Unterschied zwischen ihm und dem häßlichen Nikolas ist!... — Ich habe den Neffen des Herrn Obersten nie gesehen, er kann sehr hübsch seyn; aber ich werde nie zugeben, daß Nikolas häßlich sey!«

Man blieb in den Ansichten getheilt, wiewohl Madame Henry, genau genommen, der Ansicht Suzon's war; allein diese Damen kannten die Schelmerei Gustav's nicht. Suzon, die nach der Erzählung ihrer Abenteuer etwas ruhiger war, hatte Madame Henry versprochen, ihren Rathschlägen zu folgen, und klug und unterwürfig zu seyn. Man hatte einander Freundschaft und Vertrauen zugeschworen. Suzon suchte ihren Muth zu befestigen; sie rechnete auf das Versprechen des Obersten, der ihr gesagt hatte, sie werde Gustav wiedersehen. Indeß hatte die Kleine die ganze Nacht mit Weinen zugebracht: es war das erste Mal seit ihrer Abreise von Ermenonville, daß sie fern von Gustav schlief; wie lang kam ihr diese Nacht vor! wie langsam verstreicht die Zeit fern von dem, was man liebt!

Den andern Morgen stand Madame Henry, welche das Schluchzen Suzon's gehört hatte, ganz leise auf, um die Kleine, welche so eben aus Ermattung eingeschlafen war, nicht aufzuwecken. Sie ging allein herab, um den Laden aufzumachen, hier war es, als Gustav plötzlich eintrat.

Die Tabuletkrämerin glaubte Suzon von der Ankunft Desjenigen, den sie fortwährend für Nikolas Toupet hält, in Kenntniß setzen zu müssen. Sie geht zu der Kleinen hinauf und theilt ihr mit, daß Der, den sie verabscheue, unten sey. »O Himmel! ruft Suzon aus; ach, Madame! ich bitte Sie darum, sagen Sie ihm nicht, daß ich bei Ihnen bin... er kommt ohne Zweifel, mich aufzusuchen? — Ich weiß noch nicht, weßhalb er kommt... er ist verkleidet... als Frau... — Als Frau!... das geschieht, um mir keine so große Furcht zu machen!... — Fürchten Sie nichts, ich werde ihm nicht sagen, daß Sie bei mir sind; ich habe Sie in Kenntniß gesezt, damit Sie nicht herabkommen... Bleiben Sie hier... Nun, warum zittern? ich sage Ihnen, daß er nichts erfahren wird.«

Madame Henry geht wieder zu Gustav herab. Suzon ist aber nicht beruhigt; die Ankunft des

Nikolas bei der Tabuletkrämerin ist in den Augen der Kleinen ein Beweis, daß ihr Zukünftiger sie noch heirathen will: sie steht auf, kleidet sich an; ihr Kopf ist in Bewegung, es scheint ihr immer, als höre sie Nikolas die Treppe herauf kommen, mit jedem Augenblick nimmt ihr Schrecken zu: sie macht in Eile ein Paket aus ihren Habseligkeiten, öffnet ganz leise die Thüre, schleicht durch eine geheime Treppe, die in den Hausgang führt, herab; dieser Hausgang geht auf die Straße, Suzon schlüpft auf die dem Laden entgegengesezte Seite, eilt dann mit einem leichten Paket unter dem Arm fort; sie weiß nicht, wohin sie geht, allein sie glaubt, Nikolas zu entfliehen!...

Gustav ruhte im Laden aus, ohne zu vermuthen, daß er sich so nahe bei Suzon befinde. Er sah mit Vergnügen, daß man seine Spur verloren hatte. Madame Henry kam zurück. »Madame,« sagte Gustav zu ihr, »Sie müssen mir einen großen Dienst leisten, nämlich mir Männerkleider verschaffen; denn ich kann in diesem Kostüm nicht bleiben. — Ich möchte Sie gerne verbinden,« sagte Madame Henry, allein ich bin jung und halte auf meinen Ruf. Was würde man von mir in dem Viertel denken, wenn ich Mannskleider entlehnte oder kaufte? Zudem, mein

Herr, könnten Sie sich nicht bei mir umkleiden. — Haben Sie nicht ein Ladenzimmer? — Ja, aber vom Laden aus würde man Sie sehen; es kann jeden Augenblick Jemand kommen; dieß wäre sehr unanständig! — Sie schlafen in einem andern Zimmer? — Dorthin können Sie nicht: ich habe sehr bösartige Nachbarn auf meinem Boden; diese könnten Sie sehen!... und was würde man sagen?... Also wollen Sie, Madame, daß ich in diesem bizarren Aufzug fortgehe, daß alle Gassenbuben mir nachlaufen, daß die Wache mich festnimmt? — Ich könnte Ihnen zuerst entgegnen: Warum haben Sie diese Verkleidung genommen? — Ach, Madame, die Umstände beherrschen uns!... wir sind das Spielzeug der Begebenheiten!... Dieser geht aus, um in der Stadt zu Mittag zu essen, er findet seinen Freund todt und geht zu einem Begräbniß; jener begibt sich auf den Ball; während er in den Hof hinabgeht, löst sich ein Ziegel vom Dach, fällt ihm auf den Kopf, unser Mann wird in seine Wohnung zurückgetragen; statt zu tanzen, hütet er das Bett; ein Anderer glaubt den Abend in einer angenehmen Gesellschaft zuzubringen, er geht wohlgeschmückt aus und wird von einem Wagen mit Koth bespritzt; vom Kopf bis zu

den Füßen beschmuzt, ist er genöthigt, nach Haus zurückzukehren, er findet seine Frau, die ihn nicht erwartete, und mit einem Vetter Ecarté spielt; der Herr liebt weder den Vetter noch das Ecarté; er ärgert sich, wird übler Laune: der Vetter entfernt sich, jezt macht die Frau ihrem Mann eine Scene, sie nennt ihn Ungeheuer, Tyrann, wirft ihm seine Eifersucht vor; sie hat Nerven=Anfälle, der arme Ehemann ist genöthigt, in die Apotheke zu rennen, Aether und Oragenblüthegeist zu holen, und bringt seinen Abend, den er mit Bostonspielen und Punschtrinken auszufüllen hoffte, mit der Pflege seiner Frau zu. Machen Sie also hiernach noch Plane! . . . Was mich betrifft, Madame, so kann ich Sie versichern, daß ich gestern, als ich aus meiner Wohnung ging, nicht daran dachte, daß ich heute als Frau dorthin zurückkommen werde!... allein das Feuer hat meine Kleider verzehrt, und wiewohl ich in diesen sehr wenig Grazie besitze, so habe ich es doch für schicklicher gehalten, mich mit einem Kleide zu bedecken, als ganz nackt zu bleiben; ich habe meine Eigenliebe dem Anstand geopfert; dieß ist der Grund, aus dem ich mich verkleidet habe, ohne daß wir im Carneval sind. Also, Madame, bin ich noch

so tadelnswerth in ihren Augen? — Etwas weniger ohne Zweifel! Sie kommen demnach jezt nicht von Ermenonville? — Von Eremenonville!... und was wollen Sie, daß ich dort machen sollte?... — Wohnen Sie denn nicht mehr bei Herrn Lukas?... — Bei Herrn Lukas!... ach! ich sehe, woher Ihr Irrthum kommt!... allein ich muß ihm ein Ende machen. Sie werden mich abermals zanken!... mich sehr unbesonnen finden!... Vernehmen Sie, daß ich nie Nikolas Toupet gewesen bin... — Wie, mein Herr!... Sie sind nicht... — Nein, Madame, ich hatte diesen Namen angenommen, da ich bei der Hochzeit, auf die mich Herr Ledru geführt hat, nicht bekannt seyn wollte... — Wäre es möglich!... daher kommt es also daß diese arme Suzon fest behauptete, Nikolas Toupet sey... — Suzon!... Suzon!... ach! meine liebe Madame Henry, kennen Sie sie vielleicht? — Ja, mein Herr, ich kenne Suzon... — Klein, gut gebaut, frisch, hübsch?... Ach, Madame Henry! wo ist sie?... ich bitte Sie!... haben Sie sie gesehen? wissen Sie, wo man sie eingesperrt hat?... — Ei, mein Gott! welche Lebhaftigkeit! welche Ausbrüche!... aber kurz, wer sind Sie denn, weil Sie nicht Nikolas sind? — Der, dem Suzon Alles geopfert, d e r, für den sie Verwandte,

Freunde, Heimath verlassen hat... Gustav... der Neffe des Obersten Moranval... — Sie, Gustav! ach! ich hätte es ahnen sollen! — Wäre Suzon bei Ihnen?... ja... ich bin es gewiß, ich sehe es an Ihrer Verlegenheit... Sie fürchten, mein Oheim möchte Ihnen Vorwürfe machen, wenn Sie mich mit ihr sprechen lassen... aber er wird nichts davon erfahren... daß ich sie sehe... nur fünf Minuten,... und ich gehe... — Ah! ich sehe wohl, daß man Ihnen nachgeben muß... denn Sie würden irgend eine neue Tollheit machen... erwarten Sie mich, ich will sie rufen.«

Madame Henry geht in ihr Zimmer. Wie groß ist aber ihr Erstaunen, als sie Suzon nicht mehr findet! sie durchrennt das Haus, ruft, erkundigt sich bei den Nachbarn: vergebliche Mühe! Die Kleine war schon weit. Die Tabuletkrämerin kommt in Bestürzung wieder zu Gustav herab.

»Ach mein Gott!... hier ist wieder eine andere Geschichte!... Suzon ist fort!... sie ist nicht mehr bei mir... — Fort!... Wie! seit ich bei Ihnen bin? — Ach! ich errathe den Grund ihrer Flucht: ich war hinaufgegangen, sie von der Ankunft desjenigen in Kenntniß zu setzen, den ich für Nikolas

Toupet hielt; sie glaubte, man komme, sie zu holen!... sie ist entflohen, um nicht mit dem Mann zurückzukehren, den sie verabscheut... — Arme Suzon!... ich bin es abermals, der dein Unglück verursacht!... wo ist sie?... ohne Geld!... ohne Hülfsmittel!... in einer Stadt, die sie nicht kennt!... was wird aus ihr werden?... — Trösten sie sich, Herr Gustav; sie wird zu mir zurückkommen, ich hoffe es, und ich verspreche Ihnen, Sie es wissen zu lassen. — Möchten Sie wahr sprechen können! Wollten Sie mir gefälligst einen Wagen verschaffen; ich will mich in's Hotel führen lassen... — Was wird Ihr Onkel sagen, wenn er Sie so gekleidet sieht? — Er wird schreien, wird zornig werden, und sich am Ende besänftigen. Wenn ich den Anzug gewechselt habe, werde ich mich auf den Weg begeben, um Suzon aufzusuchen!... und ich stehe dafür, daß es allen Fiakern der Stadt nicht gelingen wird, mich von meinem Wege abzubringen.

Madame Henry holte einen Wagen herbei, Gustav barg sich tief in demselben, und ließ sich, nachdem er der gefälligen Tabuletkrämerin gedankt hatte, nach dem Hotel des Obersten führen.

Sechstes Kapitel.

Heiraths-Projekt.

Gustav steigt in dem Hof des Hotels ab, befiehlt dem Thürsteher den Kutscher zu bezahlen, und springt nach seinem Zimmer. Benoit und sein Vater waren starr vor Staunen bei dem Fiaker stehen geblieben. Gustav, den man seit dem vorigen Tage nicht gesehen hat und der als Frau verkleidet wieder erscheint! welcher Gegenstand zu Vermuthungen für Bediente! Während der Thürsteher den Kutscher bezahlt, beeilt sich Benoit, dem Obersten zu hinterbringen, daß sein Neffe so eben mit einem kothigen Unterrock, einem zerrissenen Kleide und einer in Eiergelb getauchten Haube nach Hause gekommen sey.

Der Oberst hatte Gustav seit seiner Unterredung mit Suzon nicht gesehen; er zweifelt keineswegs, daß sein Neffe die Nacht mit Aufsuchung des jungen Landmädchens zugebracht habe, und hatte eine sehr derbe Strafpredigt in Bereitschaft, durch welche er den jungen Mann wieder zur Vernunft zurückzubringen hoffte. Er wußte aber nicht mehr, was er denken

sollte, als er vernahm, sein Neffe sey als Frauenzimmer gekleidet nach Hause gekommen. Der Oberst geht zu Gustav hinauf, in der Absicht, ihn für seine ungeregelte Lebensweise tüchtig abzukanzeln... Gustav lag im Bett: er hatte sich vorgenommen, den Tag zum Aufsuchen Suzon's zu verwenden; aber das Schicksal sollte ihn abermals verhindern, seine Absicht durchzuführen: der Wassereimer des Gärtners, die Flucht im Hemd im freien Felde, das leichte Taffetkleid, und das gezwungene Laufen von der Barriere de Belleville bis in die Straße aux Ours, hatten die Gesundheit unseres Helden völlig zerrüttet, welcher den von Homer besungenen Helden, die, weil sie unbezwinglich, auch immer Sieger waren, nicht glich. O du brausender Achill, der nur an der Ferse verwundbar war (wovon der griechische Dichter nichts eingesteht)! du, wilder Philoktet! dessen Pfeile nicht verfehlen konnten, gerade zum Ziel zu gelangen; du, beredter Ulysses! der so gut alle Gestalten anzunehmen wußte, du stolzer Agamemnon! der du deine Tochter erwürgen ließest, um dir die Götter günstig zu machen; du verführerischer Paris! der von Venus beschüzt war, und du kühner Telemach! den Minerva in eine Wolke hüllte, wenn du dich im Handgemenge

befandest, ich wünsche Euch Glück, den göttlichen Homer begeistert zu haben; in unserer Zeit wären eure Fanfarronaden keine Heldenthaten der Tapferkeit mehr; um zum Kampfe zu gehen, bedürfen wir keines Talisman, wir glauben überdieß nicht mehr daran und unsere Soldaten laufen mitten in einem Hagel von Kugeln zum Kampf und Sturm, ohne den Schlangenstab des Merkur oder den Schild der Minerva anzurufen.

Gustav hörte also die Predigt seines Oheims an, ohne ihn zu unterbrechen; denn das Fieber hatte seine Geisteskräfte erschlafft, und unsre schwache Maschine ist den Gebrechlichkeiten des Lebens so sehr unterworfen, daß das größte Genie selten seine Ueberlegenheit bewahrt, wenn es krank ist: Karl XII., der muthvollste, der unternehmendste Mann seines Jahrhunderts, ließ sich wie ein Kind von dem Schlachtfeld von Pultawa wegtragen, weniger gebeugt durch seine Niederlage, als durch seine Verwundung; und der wilde Cromwell, vor dem seine ganze Umgebung zitterte, wurde, wie man sagt, leichter zu behandeln, als er einen Fieberanfall hatte.

Der Oberst gewahrte den Zustand seines Neffen; jezt hörte er mit seinen Vorwürfen auf, er vergaß seinen Zorn und schickte nach einem Arzt. Nach

Verlauf einer Stunde kam der Doktor herbei. Er untersuchte Gustav, befühlte ihn, ließ sich die Zunge zeigen, betrachtete seinen Urin und erklärte mit vieler Ernsthaftigkeit, daß man wahrscheinlich den andern Tag die Krankheit kennen werde, die auszubrechen im Begriff sey.

Den andern Tag machte sich die Krankheit dem Doktor kenntlich, der den Oberst belehrte, daß es eine Brustentzündung sey. Der Oberst war in Verzweiflung, denn so sehr er seinen Neffen zankte, liebte er ihn doch sehr; er erklärte dem Arzt, daß wenn Gustav sterbe, er sich eine Kugel durch den Kopf jage; der Doktor empfahl sich dem Oberst und kam nicht mehr in's Hotel zurück; er fürchtete, die Ursache eines Selbstmords zu werden.

Herr Moranval berief andere Aerzte, fragte die ganze Fakultät um Rath; endlich war Gustav nach sechswöchiger Gefahr gerettet; aber die Genesung ward sehr langwierig. Als er wieder im Stand war, seine Gedanken zu sammeln und im Zimmer umherzublicken, dachte Gustav an Suzon; er befahl Benoit, seinen Oheim in seinem Namen zu bitten, ihn zu besuchen.

Der Oberst ergab sich augenblicklich in die Wünsch

seines Neffen. »Endlich bist du gerettet,« sagte Herr Moranval, Gustav umarmend. — »Ja mein Oheim; aber sie, was ist aus ihr geworden? — Wer soll das seyn, sie? — Dieß ist Suzon, das arme kleine Mädchen, das ich in meinem Zimmer verborgen hielt, und das Sie aus demselben wegnahmen, um es zu einer Tabuletkrämerin zu führen; sie ist von Madame Henry weggelaufen, weil sie mich für Nikolas Toupet hielt!... Was wird in dieser ungeheuren Stadt aus ihr geworden seyn?... — Ich weiß es nicht, und das Verschwinden dieses Mädchens hat mir vielen Kummer gemacht!... doch kurz, ich bin nicht daran Schuld. Liebst du diese junge Bäuerin immer noch? — Ja, mein Oheim, mehr als je!... — Und Eugenie, Madame Fonbelle?... — O! diese ist sehr liebenswürdig, aber sie liebt mich nicht; hat sie sich nach mir erkundigt, seit ich krank bin? — Gewiß, und sogar sehr oft. — Wirklich?... ach! wenn Suzon es gewußt hätte, wäre sie gekommen, mich zu pflegen. — Nun, vergiß Suzon, die nicht mehr an dich denkt, und denke an Eugenie. — Suzon denkt nicht mehr an mich!... o! Sie beurtheilen sie schlecht, mein Oheim; sie ist unfähig, zu wechseln. — Du sagst selbst, daß Abwesenheit die Liebe lösche?... —

Ja, wenn sie leicht ist. — Daß die Frauenzimmer unbeständig seyen. — Ach! Suzon ist nicht von Paris. — Hast du dich als Frau verkleidet, um sie wieder zu finden? — Mein Oheim, sechs Wochen im Bett, lassen Zeit zu denken!... Ich habe Betrachtungen angestellt, ich habe alle Frauen, die ich kenne, verglichen... der Vortheil ist auf Seiten Suzon's geblieben. — Dieß hindert nicht, daß, wenn du Suzon besäßest, du ihr in einem Monat untreu wärest. — Ich glaube nicht, mein Oheim. — Und ich bin dessen gewiß. Aber werde gesund, und wenn du alsdann in der That vernünftig bist, so wirst du auf die vergangenen Tollheiten verzichten, und dich verheirathen, damit du nicht versucht bist, Neue zu begehen. — Ah, mein Oheim! Sie sind ein schrecklicher Ehestifter!«

Gustav genaß nur langsam; jeden Tag ließ sich Madame Fonbelle nach dem Gesundheitszustand des jungen Kranken erkundigen; Gustav war empfänglich für diese Aufmerksamkeiten, und nach und nach machte das Andenken an Suzon dem Bilde Eugeniens Platz.

Endlich war Gustav im Stande, auszugehen. Sein erster Besuch war bei Madame Henry: »Haben Sie Suzon wieder gesehen? fragte er sie, in ihren

Laden tretend. — »Ach mein Herr! wie sehr sind Sie verändert!... — Antworten Sie mir, Madame Henry, wissen Sie, was aus Suzon geworden ist? — Ich habe sie, seit Sie als Frau verkleidet in meinen Laden gekommen sind, nicht mehr gesehen. — Armes Kind!... wo ist sie denn jezt?... — Bei ihren Eltern, vielleicht... Ach! ich wünschte es... und was hat mein Oheim gesagt?... — Er ist böse geworden, hat mich gezankt... allein ich habe ihm die reine Wahrheit erzählt, und er hat wohl gesehen, daß die Schuld nicht an mir lag.«

Gustav entfernt sich traurig von Madame Henry, und begibt sich zu Madamae Fonbelle; Eugenie läßt die ganze Freude hervorbrechen, welche ihr seine Wiederherstellung macht, und bezeugt ihm die zärtlichste Theilnahme; Gustav findet Eugenien noch verführerischer, und kommt in das Hotel zurück, indem er an das Lieblings-Projekt seines Oheims denkt.

Als er aus dem Wagen steigt, um in seine Wohnung zu treten, findet Gustav seinen Portier, wie er sich mit einem kleinen Savoyarden, der sein Fußschämelchen an das Thor des Hotels gestellt hat, herumstreitet.

»Was hat Ihnen denn dieses Kind gethan?« fragt Gustav. — »Mein Herr, er hat seine Wichse-

Niederlage an mein Hofthor gestellt... dieß macht Schmutz!... man gibt sich Mühe, zu säubern, und dieser Schlingel käme, mein Pflaster zu verunreinigen!... sehen Sie, wie schwarz er ist!... es scheint, daß er nicht zufrieden, die Schuhe zu putzen, auch die Kamine fegt...«

Der kleine gute Kerl schlug den Kopf nieder und antwortete nicht. — »Warum wollen Sie dieses Kind wegjagen, Herr Benoit, wenn es seinen Lebensunterhalt an diesem Platze gewinnt? die Straße ist frei... ich will, daß er da bleibe. — Aber, Herr... — Schweigen Sie. Nimm, Kleiner, dieß ist für dich, ich will dir Glück bringen.«

Gustav wirft dem kleinen guten Kerl einen Thaler zu, und entfernt sich, indem er den Savoyarden sehr vergnügt und den Portier sehr verblüfft zurückließ.

Unser Held wurde wieder gesund; er hatte mit seiner Gesundheit auch wieder seine Lebhaftigkeit und seinen Liebeseifer erlangt. Eugenie war der Gegenstand seiner Wünsche; er brachte fast seine ganze Zeit bei ihr zu; er machte ihr unermüdlich den Hof. Eugenie erwiederte die Liebe Gustav's, allein sie gewährte ihm nicht die geringste Gunst und ward böse, sobald er aufhörte, gesezt zu seyn.

Gustav mußte auch, um Eugenien zufrieden zu stellen, seine alten Bekanntschaften abbrechen. Keine Lise, keinen Olivier, keine Untreue und keine leichtsinnigen Streiche mehr; dieß waren die Bedingungen, die Eugenie ihrem Geliebten auferlegte. Sie mußten jedem Andern sehr natürlich erscheinen, für Gustav waren sie aber ein wenig hart. Indeß hatte unser Held, der fortwährend bezaubert war, geschworen, seine Versprechungen zu halten und Eugenie hatte Gustav ihre Hand zugesagt.

»Diese Dame ist etwas anspruchsvoll,« sagte Gustav zuweilen, wenn er nach Hause zurückging. »Sie hat diesen Abend üble Laune gegen mich an den Tag gelegt, weil ich mit einer Andern geplaudert habe, so lang sie Musik machte; ich kann indeß nicht in Gesellschaft bleiben, ohne zu sprechen, wenn ich nicht für einen Dummkopf oder einen Pedanten gelten will... Eugenie ist eifersüchtig!... allein dieß ist ein Beweis von Liebe, man muß ihr daher verzeihen.«

Der Oberst war entzückt, als er sah, daß sein Neffe sich verheirathen werde; schon war die Zeit festgesezt; der Plan dieses Bündnisses war kein Geheimniß mehr, und Gustav begleitete Madame Fonbelle überall hin.

So oft Gustav nach Hause kam, fand er den kleinen Savoyarden vor seiner Thüre. Der gute kleine Kerl grüßte ihn, und verließ seinen Platz erst, nachdem er ihn hatte heimkommen sehen.

Noch drei Wochen, und Gustav wurde der Gatte Eugeniens: der Oberst bildete schon seine Plane für das Glück der künftigen Ehegatten; Herr von Grancière war bei den Planen seines Freundes betheiligt; Eugenie machte Ankäufe von Kleidern, Stoffen, Bändern, und Gustav seufzte und fand die Zeit lang. Noch drei Wochen!... aber wie viele Begebenheiten können in diesem Zeitraum sich zutragen!

Siebentes Kapitel.

Weiberränke; Eifersucht; unheilvolle Begegnungen.

»Sie werden mich diesen Abend zu Frau von Saint-Clair begleiten?« sagte Eugenie eines Morgens zu Gustav; man macht dort Musik und seit langer Zeit wünscht Sie diese Dame zu hören. — Ich liebe Ihre Frau von Saint-Clair nicht; diese Frau da überhäuft Sie mit Freundschaftsbezeugungen, mit Ergebenheitsbetheurungen, mit übertriebener

Komplimenten... glauben Sie aufrichtig, daß sie denkt, was sie spricht? — Sie wissen wohl, Gustav, daß ich die Gesellschaftsverbindungen so anschlage, wie sie es in der That werth sind, und Frau von Saint-Clair ist in meinen Augen eine einfache Bekanntschaft. Allein ihre Cirkel sind glänzend; man unterhält sich dort (was in zahlreichen Kreisen selten ist) weil man jene steife Etikette, jenes kalte Ceremonienwesen, welche die Heiterkeit tödten und das Vergnügen verscheuchen, nicht findet. Kommen Sie hin; es wird Ihrem Oheim und meinem Vater Vergnügen machen: Ich, ich will es; so lange wir nur Liebende sind kann ich befehlen; aber einmal Eheleute!... dann bin ich es, die immer zu Ihrer Verfügung seyn muß. Sehen Sie, Gustav, wenn ich an die Veränderung denke, welche die Ehe in das Betragen der Männer bringt, ach! ich zittere zum Voraus... Mein Freund, wir sollten uns nicht heirathen... — Welche Tollheit!... Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe... und Sie halten mich für fähig, zu ändern!... — O! für sehr fähig!... ich bin jezt so glücklich!... warum nicht bei dem bleiben, wo wir sind?... — Nein, nicht! wenn Sie mir nicht alle Rechte eines Gatten einräumen. — Ach, Gustav, Sie bedenken nicht: gerade diese, dem

Ehemann eingeräumte Rechte sind es, welche häufig die Liebe und das Vergnügen verscheuchen!... wenn ein Gatte im Gegentheil nicht mehr Rechte hätte, als ein Geliebter, dann würde der Ehestand, der Zeit zum Trotz, die Reize des ersten Tags behalten. — Meine liebe Eugenie, Sie werden mich keineswegs bekehren; Sie müssen entweder meine Gattin oder meine Maitresse seyn... — Zuweilen liebt man weder die Eine noch die Andere: man behält eine Maitresse aus Gewohnheit und eine Frau aus Nothwendigkeit bei. Nur eine Freundin kann hoffen, immer mit Vergnügen gesehen zu werden. Ich möchte nur eine solche für Sie seyn; aber ich fühle für Sie Liebe!... das ist sehr Schade. — Zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts sieht man selten Verbindungen, die nur aus Freundschaft bestehen, wenigstens wenn dieses Gefühl nicht die Folge innigerer Beziehungen wird. — Wohlan, ich werde Ihre Frau seyn, Gustav; aber ich bin eifersüchtig!... und ich will nicht, daß sich Ihre Liebe bald in Freundschaft verwandle... Ich habe wahrhaftig Furcht, Ihr Unglück zu machen!... je mehr der Augenblick näher kommt, je mehr fühle ich, daß ich anspruchsvoll, unruhig werde... — Sie werden nie so weit kommen, bösartig zu werden!... —

Nein, aber ich liebe Sie vielleicht zu sehr!... und dieß ist ein großer Fehler!... Ach, mein Freund! wie viele Frauen haben kein anderes Unrecht in den Augen ihrer Männer! — Ich werde nicht wie diese Männer seyn. — Auf diesen Abend, Gustav! ich will an meine Toilette denken.«

Gustav kam in's Hotel zurück. Er denkt unterwegs über die Betrachtungen Eugeniens nach: er glaubt, daß er nie aufhören könne, sie zu lieben; er fürchtet nicht, daß sie eines Tags sein Unglück machen könne; aber er wird sich verheirathen... Sich verheirathen! er, der so oft dieses Band in's Lächerliche gezogen, der so viele Witze über die Ehemänner gemacht, der ihnen mehr als einen Streich gespielt und die Bürde ihres Mißgeschicks vergrößert hat; er selbst wird den Titel Gatte führen, den er hundertmal mißkannt und verhöhnt hat! Dieser Gedanke quält ihn: nachdem er die Andern in Schrecken versezt hat, zittert er für sich selbst: par pari refertur, dieses Axiom macht ihn traurig. Also, meine Damen, dieß ist eine Nachahmung der evangelischen Moral: »Was ihr nicht wollt, daß Andre Euch thun sollen, das thut ihnen auch nicht!« Von diesem Grundsatz ausgehend, bestraft man bei einigen Nationen und

insbesondere bei den Wilden, die Verbrecher durch die Strafe der Wiedervergeltung; ein sehr weises Gesetz, das auch bei allen civilisirten Völkern in Kraft seyn sollte.

Gustav kam also, beinahe melancholischen Gedanken hingegeben, nach Hause. Vor seiner Thüre erblickt er den kleinen Savoyarden, der auf dem Eckstein sitzend ein Sacktuch vor den Augen hielt und von Schmerz niedergebeugt schien. »Was hast du denn, mein Freund?« fragt Gustav den kleinen Kerl. Der Savoyarde antwortete nicht und fuhr fort zu schluchzen.

»Herr,« sagte Benoit, zu seinem Gebieter tretend, »ich will Ihnen sagen, was es ist: als ich so eben mit meinem Vater plauderte, haben wir von Ihrer bevorstehenden Heirath gesprochen... von Ihrer Gemahlin... von den Kindern, welche Sie bekommen... von den Hosen, welche Sie an diesem Tage anziehen werden... — Ah! du sprichst von Allem dem mit deinem Vater? — Ja, Herr, weil ich, da ich Ihnen Ehre machen will, einen alten Degen kaufen und umhängen soll, um in die Kirche zu gehen... und da ich jung bin,... wenn Sie wollen, daß ich das Opfer einsammle... — Geh, Benoit, hör' mit deinen Dummheiten auf... und laß dir besonders nicht einfallen, einen Degen anzuziehen... — »Ah! mein Vater soll sich für den Tag der

Ceremonie den Zopf abschneiden lassen... und einen Titus tragen; Sie wissen wohl, Herr, daß er jezt Taubenflügel hat... — Wirst du bald zu Ende seyn?... — Jezt komm ich daran, Herr, wir waren also an den Kostümen für Ihre Hochzeit. Dieser Savoyard tritt ziemlich vertraulich auf uns zu und fragt, wer die Person sey, die sich verheirathen solle. Ich hatte Sie nicht sobald genannt, als er blaß... roth... gelb... geworden ist... das heißt, er war immer schwarz: aber durch den Ruß hindurch, der ihn bedeckt, habe ich gesehen, daß er die Farbe wechselte: und seit dieser Zeit hat er angefangen zu heulen... wie Sie sehen. Ah! ich sehe wohl, was es ist; er fürchtet, Ihre Frau Gemahlin möchte ihn zu häßlich finden, um ihn an dieser Thüre zu lassen... — Benoit... — Mein Herr? — Geh fort.«

Benoit entfernt sich, indem er den Savoyarden zum Teufel wünscht, da ihm dieser kleine Gewinne entzieht, weil Gustav dem kleinen Kerl oft Aufträge ertheilt: der kleine Savoyarde entledigt sich derselben immer besser, als Benoit und versteht sehr gut, was Gustav ihm sagt, wiewohl er gewöhnlich seine Befehle mit gesenkten Augen und ohne ein Wort zu sprechen, empfängt.

»Woher kommt deine Traurigkeit, mein Freund?« fragt Gustav, indem er dem jungen Commissionair ein Zeichen gibt, ihm in den Hof des Hotels zu folgen: »fürchtest du, man möchte dich von deinem Platz wegschicken? beruhige dich; wenn ich mein Haus einrichte, nehme ich dich zu mir, du wirst mein kleiner Jokey. Gefällt dir dieß?...«

Der kleine Kerl antwortet nicht; aber er ergreift Gustav's Hand, küßt sie zu wiederholten Malen und entfernt sich schnell. Gustav ist gerührt; er begreift nichts von dem Schmerz und der Zuneigung, welche ihm der arme Junge bezeugt; aber bald verdrängt die Erinnerung an Eugenie und seine Heirath den Savoyarden aus seinem Gedächtniß.

Der Abend ist gekommen; Gustav holt Eugenien und ihren Vater ab. Der Oberst will nicht ausgehen; er fühlt wieder leichte Schmerzen vom Zipperlein. Man begibt sich zu Frau von Saint-Clair. Die Gesellschaft war zahlreich; Gustav wird mit vieler Höflichkeit empfangen; aber unser Held glaubt in den Augen der Frau von Saint-Clair den Ausdruck einer tückischen Freude zu lesen. Diese Dame, obgleich wenig hübsch, machte viele Ansprüche; in den Abend-Cirkeln des Herrn von Grancière hatte sie

Gustav so viele Aufmerksamkeit, so auffallende Auszeichnungen bezeugt, daß er ihre Gefühle leicht errathen konnte; aber Frau von Saint-Clair gefiel ihm keineswegs; er hatte sich daher gestellt, als verstehe er sie nicht; indeß fürchtete er mit Recht ihren Groll; die Frauen verzeihen es einem Manne, den sie nicht lieben, daß er ihnen den Hof macht, sie können dem nicht verzeihen, den sie auszeichnen, und der ihre Liebe nicht erwiedert.

Der Glanz der Wachskerzen, die Toiletten, die Musik, Alles gab der Versammlung das Ansehen eines Festes. Gustav blickt mit Unruhe unter den im Salon sitzenden Damen umher, ob er nicht irgend einer Bekanntschaft begegnet. Da er schon weiß, wie eifersüchtig Eugenie ist, will er ihr Kummer ersparen. Glücklicherweise erblickt er keine genaue Bekanntschaft; er ist ruhiger. Eugenie, deren schöne Stimme man kennt, ist bald am Piano, und Gustav, der sie noch nicht accompaniren soll, sezt sich auf einen Sessel, der zwischen einer, beinahe ihr ganzes Gesicht verbergenden alten Wittwe und einer Dame mit großem Hute, noch leer steht. Eugenie sieht, wohin sich Gustav sezt, sie lacht ihm hierauf zärtlich zu. »Wohlan,« sagt er, »sie ist zufrieden;« er zweifelt jezt

keineswegs, daß die Dame mit dem großen Hute häßlich sey.

Während man singt, richtet Gustav einige bedeutungslose Worte, einige jener Phrasen, die man in Gesellschaft auszutauschen gewohnt ist, und die weder Geist noch Herz erwiedern, an seine Nachbarin. Doch die Dame mit dem Hut antwortet nicht: »Das ist sonderbar,« sagt Gustav leise bei sich; »es ist doch in Gesellschaft Gebrauch, denen, die mit uns sprechen, Antwort zu geben, und ich habe dieser Dame nichts gesagt, was sie beleidigen könnte... sollte sie taub seyn?... sollte es auch eine Großmama seyn?...«

Er streckt den Kopf etwas vorwärts und sucht unter den Hut zu sehen; es ist eine junge Frau, allein sie ist nicht hübsch; ihr Gesicht ist kupferig und scheint durch Schmarren und Narben verwüstet. Gustav dreht sich um, entschlossen, das Wort nicht mehr an seine stillschweigende Nachbarin zu richten, als eine sehr sanfte, wohlbekannte Stimme unter diesem Hute hervorkommt; sie sagt nur die Worte: »Es ist also wahr, Gustav, daß sie mich nicht erkennen?...« und diese Töne haben bis im Grunde von Gustav's Herzen wiedergehallt; er dreht sich schnell, ein Schrei will ihm entfahren... die nämliche Stimme läßt sich hören:

»Nehmen sie sich in Acht, Gustav, man hat Augen auf uns... — Wie, es ist keine Täuschung... Sie sind es, meine liebe Julie?... — Ja, ich bin es, es ist immer noch Julie, obgleich sie unkenntlich ist!... — Ach, meine Freundin! verzeihen Sie mir!... — Ich bin Ihnen darum nicht böse, Gustav; warum sollte ich böse werden?... ich weiß, wie ich jezt bin... — Aber durch welchen Unglücksstern?... welche Krankheit ist Ihnen denn zugestoßen?... — Es ist keine Krankheit. Erinnern sie sich noch jener grausamen Nacht, wo ich so viele Mühe hatte, Sie aus dem Pavillon zu retten... Sie wissen, welches Mittel ich anwandte... Sie hatten aber keine Kleider, sich zu bedecken, und der Gärtner hatte einen Eimer voll Wasser über Sie ausgeleert!... ich ging in mein Zimmer zurück, Ihre Kleider zu suchen; schon hielt ich sie in der Hand, ich wollte Ihnen auf den Fersen folgen... als ich vom Rauch erstickt, die Besinnung verlor. Das Feuer ergriff meine Haare... man rettete mich... aber ich war nicht mehr dieselbe!... — Liebe Julie!... und für mich!... Unglücklicher! ich mußte all' Ihr Unglück verursachen!... — Mein Freund, ich beklage mich nicht!... ich hatte Fehler begangen, ich mußte bestraft seyn!... — Ach, Julie!

wie viele Frauen sind strafbarer als Sie, und sind es nicht geworden!... — Ich habe Ihre Liebe verloren... aber ich hoffe, Ihre Freundschaft zu bewahren? — Sie ist Ihnen erworben für das Leben. — Gustav, Sie müssen mir in diesem Augenblick einen Beweis davon geben. — Sprechen Sie! — Ich halte darauf, das wenige Glück zu bewahren, das mir bleibt, und deßhalb darf die Ruhe meines Gatten nicht gestört werden... in einem Augenblick wird er kommen... — Hieher? — Ja, er ist seit dem unheilvollen Tag noch nicht mit Ihnen zusammengetroffen!... Ach! Gustav!... ich fürchte dieses Zusammentreffen!... ich bitte Sie, mir diesen Kummer zu ersparen!... bedenken Sie, welche boshafte Folgerungen man nicht ermangeln würde, aus den Worten zu ziehen, die Herrn von Berly entschlüpften, wenn er Sie sähe!... ich merke jezt die Falle, die man mir gelegt hat: Frau von Saint-Clair kennt Herrn Desjardins, sie wird durch ihn erfahren haben, daß Sie mich ehemals besuchten... — Sie haben Recht... diese Dame hat irgend einen unangenehmen Auftritt vorbereitet; es gibt nur ein Mittel, ihn zu vermeiden, ich werde gehen. — Ach, mein Freund! wie sehr wäre ich Ihnen verbunden! ich weiß, daß Sie mit

der hier sind, die Sie heirathen sollen und die zu verlassen, Ihnen peinlich seyn muß... allein dieses Opfer ist das Lezte, welches Sie mir bringen werden... Sie werden Eugenie wiederfinden! und Julie ist auf immer für Sie verloren. — Theure Julie! möchte ich Ihnen durch größere Opfer beweisen können, daß ich der Anhänglichkeit, die Sie für mich an den Tag legen, nicht unwürdig bin! Adieu, ich entferne mich; möchten wir uns an einem Orte wiederfinden, an dem man die Freiheit hat, sich den Ergießungen seines Herzens hinzugeben!«

Gustav drückt Julien zärtlich die Hand und steht auf, um die Thüre des Salons zu gewinnen.

Frau von Saint-Clair folgte allen Bewegungen Gustav's; sie steht vor ihm, als er aus dem Salon gehen will. »Ei was, mein Herr,« ruft sie auf eine Weise aus, um von Eugenien gehört zu werden, »Sie verlassen uns schon? — Nein, Madame, antwortet Gustav, seinen Zorn unterdrückend, ich will ein wenig Luft schöpfen... — O! ich werde Sie nicht fortgehen lassen.«

Während dieses Zwiesprachs spielt und singt die verwirrte Eugenie, die ganz mit dem beschäftigt ist, was Gustav thut, verkehrt. Dieser will sich von Frau von Saint-Clair losmachen, als zwei Neuangekommene

in den Salon treten und ihm den Weg versperren. Große Ueberraschung von der einen, Verlegenheit von der andern Seite: diese beiden Personen sind die Herren von Berly und Desjardins. Gustav ist regungslos stehen geblieben, Herr von Berly stößt einen Ausruf aus, der alle Blicke nach seiner Seite zieht. Desjardins macht große Augen und bereitet eine Phrase vor. Frau von Saint-Clair freut sich der Lage Gustav's und der Qual Eugeniens.

Bald ändert sich die Scene: Julie hat ihren Gatten vor dem Abgang Gustav's eintreten sehen: sie fürchtet eine Erklärung, ihre Kräfte verlassen sie; sie sinkt in Ohnmacht und fällt auf ihre Nachbarin hin, eine alte Dame, die beschäftigt ist, mit ihrem Schooshund zu spielen; der Hund bellt; die Alte ist in Verzweiflung, nicht über die Ohnmacht Julien's, sondern weil sie fürchtet das kleine Thier möchte verwundet seyn: sie stößt durchdringende Schreie aus. Jedermann läuft auf Julie zu; Herr von Berly allein ist unschlüssig, ob er sich mit Gustav oder seiner Frau beschäftigen soll. Aber unser Held fühlt, daß seine Gegenwart mehr, als je gefährlich ist, nähert sich Herrn von Berly: »Wenn Sie mich zu sprechen wünschen, mein Herr, so bin ich zu Ihren Befehlen, hier ist meine Adresse.«

Mit diesen Worten schiebt Gustav seine Karte Herrn von Berly in die Hand und geht weg, ohne ihm Zeit zum Antworten zu lassen.

»Dieser junge Mann ist noch ein wenig närrisch,« ruft Herr von Berly aus, indem er seiner Frau, die wieder zu sich kam, näher trat. — »Närrisch! mein Herr, erwiedert Frau von Saint-Clair; er ist es aber nie gewesen!... — Verzeihen Sie mir, Madame, Verzeihen Sie mir!... O! er ist es gewesen, und zwar stark. Zum Henker, ich weiß etwas davon, und meine Frau auch. Arme kleine Frau!... ich bin sicher, daß sie sich übel befunden hat, weil sie befürchtete, dieses Zusammentreffen möchte eine Scene herbeiführen... Ich sollte mich mit Saint-Réal schlagen; du weißt, Desjardins, daß ich gesagt hatte, ich würde ihn tödten. — Ja, ich erinnere mich sehr gut, daß in dieser Zeit sogar... — Allein es ist ausgemacht, ich werde mich nicht mit einem Narren schlagen!... es ist nicht der Mühe werth; zudem hat meine Frau es mir verboten. — In Wahrheit, mein Herr, Sie irren sich sicherlich!... Ist es nicht wahr, meine liebe Eugenie, Herr Gustav hat seinen vollen Verstand?«

Madame Fonbelle war beinahe außer Stand, zu sprechen. Das plötzliche Weggehen Gustav's, die von

Herrn von Berly gesprochenen Worte und das Ohnmächtigwerden seiner Frau, hatten Verwirrung und Eifersucht in ihr Gemüth gebracht. Sie betrachtete Julien mit Unruhe, und begriff Nichts von der so eben vorgefallenen Scene; um ihre Pein zu vollenden, richtete Frau von Saint-Clair tausend Fragen an sie, beunruhigte sich über ihre Blässe; und mit jener hinterlistigen Sorgfalt, welche die Verlegenheit Derer, die sie empfangen, noch verdoppelt, suchte sie den Kummer und den Unmuth Eugeniens zu vermehren.

Den Tag nach dieser Begebenheit begab sich Gustav früh zu Eugenien. Er machte sich auf einige Vorwürfe gefaßt. Madame Fonbelle machte ihm keine. Aber ihre Manieren sind verändert, ihre Laune ist nicht mehr dieselbe: kalt und zurückhaltend, antwortet sie kaum auf die Zuvorkommenheiten Gustav's, der Nichts von dieser Veränderung versteht. Aufbrausend, zornig, begehrt, fordert er eine Erklärung. Man beobachtet ein düsteres Stillschweigen. Gustav steht auf, er will sich entfernen. »Mein Herr, sagt endlich Eugenie, ich gehe diesen Abend in's Théatre français; wollen Sie mich gefälligst dorthin begleiten? — Gerne, Madame; ich werde das Vergnügen haben, Sie abzuholen.«

»Was bedeutet diese Laune? sagte Gustav, als er

zu seinem Oheim zurückkehrte; sie scheint erzürnt, und schlägt mir vor, sie in's Theater zu begleiten!... Wohlan, erwarten wir den Abend; ich werde vielleicht die Lösung dieses Räthsels erhalten.

»Wie geht's mit den Liebesangelegenheiten?« fragte der Oberst seinen Neffen; »ich hoffe, daß die Verlobung bald Statt finden wird? — Meiner Treu, lieber Oheim, ich stehe für Nichts mehr; Eugenie ist ein so sonderbares Frauenzimmer!... Ich glaube, daß sie irgend Jemand gegen mich einnimmt... Sie ist über eine Sache böse geworden, die sie Nichts angeht... Und wenn sie jezt schon heimtückischen Schwätzereien glaubt, die man ihr vormacht, was wird es seyn, wenn wir einmal verheirathet sind! — Bah! Liebeshändel all Dieses!... Morgen, diesen Abend werdet Ihr nicht mehr daran denken.«

Gustav begibt sich nach der Tafel zu Madame Fonbelle; sie erwartete ihn, man geht in's Schauspiel. Der Weg wird stillschweigend zurückgelegt: Eugenie ist traurig und scheint sehr in Gedanken; Gustav ist gereizt durch das Benehmen Eugeniens, er sucht die Unterhaltung nicht anzuspinnen.

Man langt an, sezt sich. Die Loge enthält noch andere Plätze, welche leer bleiben. Bald aber treten

zwei Damen ein; die eine ist Frau von Saint-Clair, die andere eine junge, ziemlich hübsche Frau, deren Gesicht Gustav nicht unbekannt ist: er suchte sich ihre Züge in's Gedächtniß zurückzurufen, während sich Eugenie auf dem Vordersitz mit Frau von Saint-Clair unterhielt. Die Dame schien ihrerseits bei dem Anblick Gustav's überrascht; sie blicken einander an... sie lächeln... sie haben einander wieder erkannt. Die Person, welche Frau von Saint-Clair begleitet, ist keine andere, als Madame Dubourg, die, welche bei Nacht, während ihr Mann auf der Wache war, ihren Bruder erwartete.

Eugenie schien mit Frau von Saint-Clair in eifrigem Gespräch begriffen: Gustav glaubte einen Gruß wagen zu können. Madame Dubourg schien es unbekannt zu seyn, daß Gustav mit Eugenien da war; sie hatte angefangen, einige Worte an ihn zu richten, als ein Herr in die Loge trat. An der Art, wie er mit Madame Dubourg sprach, erkannte Gustav den Gemahl; es ist der Herr, der immer Busenstreife trägt, und den er auf einen Eckstein geworfen hat, um der Patrouille zu entweichen.

Herr Dubourg ist ein großer, anspruchsvoller Mann; er lorgnettirt die Damen, indem er den kleinen

Finger, an welchem ein Brillantring sizt, hin und her bewegt; er stellt ganz laut seine Betrachtungen über das Stück, den Verfasser und die Zuschauer an. Das Gespräch entspinnt sich zwischen ihm und Gustav. Madame Dubourg sah Gustav nicht mehr an, Eugenie war fortwährend ernsthaft, und Frau von Saint=Clair hörte lächelnd auf Alles, was man sprach.

Wie, Teufel, wird man vielleicht fragen, wußte diese Frau von Saint=Clair, welche den Unfrieden zwischen Gustav und Eugenien zu nähren scheint, daß Madame Dubourg unsern Helden kennt? Wie?... Durch ihre Feinwäscherin, welche, zum Unglück unserer zukünftigen Eheleute, gerade die kleine Lise aus der Straße Charlot ist.

Lise war nicht bösartig, aber sie schwazte gerne und rächte sich, wenn sich Gelegenheit dazu bot. Frau von Saint=Clair hatte vernommen, daß Jungfer Lise Herrn Gustav sehr gut kenne. Es hatte sie nicht viel Mühe gekostet, dieselbe auf den hübschen jungen Mann, der so leichtsinnig war, zum Sprechen zu bringen: eine Grisette macht Parade mit ihrer Verbindung mit einem jungen Mann von Stand.

Frau von Saint=Clair hatte durch Lise das Abenteuer der Nacht, die Tollheiten Gustav's mit der

Patrouille, und den Morgenbesuch der Madame Dubourg bei der kleinen Wäscherin erfahren.

Hiernach führt Frau von Saint-Clair ihre Batterien auf: sie kennt Herrn und Frau von Berly, aber dieß ist nicht genug; es gelingt ihr, mit Madame Dubourg Bekanntschaft anzuknüpfen. Seit langer Zeit brütete sie Rache: sie bereitete die Zusammentreffen, die Katastrophen vor; sie schrieb anonyme Briefe an Eugenien und hatte sie von dem Aufenthalt Suzon's im Hotel unterrichtet, ein Umstand, welchen die Reden Vater Benoit's sie hatten ahnen lassen, obgleich der Thürsteher selbst hierüber keine Gewißheit hatte. Auf solche Weise zerstörte Frau von Saint-Clair die Ruhe Eugenien's und erregte Zweifel und Schmerz in dem Herzen einer Frau, die ohnehin schon zu sehr zur Eifersucht gestimmt war.

Und warum alle diese Schändlichkeiten? Um sich an Gustav, der sie verachtet hat, und an Eugenien, die sie verabscheut, zu rächen.

Wenn man wissen will, wie weit die Hülfsquellen der Einbildungskraft in Zerstörung des Glücks einer Nebenbuhlerin gehen können, so forsche man in dem Herzen einer rachgierigen Frau nach.

Es ist aber noch nicht genug, die Personen

einander gegenüber zu stellen, man muß auch irgend eine heftige Scene herbeiführen. Frau von Saint-Clair macht sich daran: hiezu beginnt sie mit Gustav ein Gespräch, das zuerst auf gleichgültige Dinge fällt, das sie aber bald auf andere Gegenstände zu lenken weiß.

»Herr Saint-Réal,« sagte sie, Madame Dubourg boshaft anblickend, »ich hoffe, daß Sie sich nicht von den Patrouillen verfolgen lassen werden, wenn Sie verheirathet sind?... — Was wollen Sie damit sagen, Madame?... — Ah! man hat mir neulich eine Ihrer... bei einem ledigen jungen Herrn sehr entschuldbaren... Tollheiten erzählt... Ah! ich habe viel darüber lachen müssen!... — Was ist es denn? fragt Eugenie. — Ein sehr spaßhaftes Abenteuer: der Herr hatte ein nächtliches Rendezvous mit einer Dame... ich glaube in der Straße Charlot... — Aber, Madame, diese Geschichte geht nur mich an, und... — Mein Gott!... warum böse werden, Herr Saint-Réal? Sie waren Herr Ihrer Handlungen... Kurz, während der Herr mit seiner Schönen spricht, die, ich glaube, im Zwischengeschoß wohnte, geht eine Patrouille vorbei... der Gemahl war bei der Nationalgarde, er sieht einen jungen Mann mit

seiner Frau sprechen... er lauft auf ihn zu... verfolgt ihn... — Es ist genug, Madame; ich weiß nicht, welches Ihre Absicht ist, daß Sie die Geschichte Preis geben, allein ich erkläre, daß sie völlig falsch ist. — Falsch!... ah, mein Herr! ich berufe mich auf Herrn Dubourg; er hat in der Straße Charlot gewohnt; er muß sich an den Lärm erinnern, den Sie in jener Nacht in seiner Straße machten, wo Sie an alle Thüren klopften.«

Herr Dubourg sprach seit dem Beginn der Erzählung der Frau von Saint-Clair kein Wort; er hörte jedoch sehr aufmerksam zu und schien sehr bewegt. Was Herr Dubourg am meisten fürchtete, war, einfältig und als Geprellter dazustehen. Er glaubt in der Unterredung der Frau von Saint-Clair und Gustav's eine angelegte Scene zu erblicken, um ihn zu mystificiren; von nun an schwört er, Rache für diese Beleidigung zu nehmen, und nachdem er seiner Frau einen schrecklichen Blick zugeworfen hat, klopft er Gustav auf den Arm und ladet ihn ein, ihm zu folgen.

Madame Dubourg weint und ist trostlos, als sie ihren Gatten mit Gustav weggehen sieht; Frau von Saint-Clair stellt sich höchst erstaunt und fragt, was

dieß Alles bedeute. Eugenie spricht kein Wort, allein man sieht, daß sie leidet und ihre Qualen verbirgt.

Indeß ist Gustav Herrn Dubourg gefolgt; sie gehen aus dem Schauspielhaus weg. »Kann ich erfahren, sagt endlich Gustav, was Sie mir zu sagen haben und aus welchem Grunde Sie mich so spazieren führen? — Sie wissen sehr gut, mein Herr, daß Sie mich beleidigt haben... Ich brauche Ihnen Dinge nicht zu erklären, welche Sie genau kennen; aber ich werde Sie lehren, daß man mich nicht in's Gesicht verspottet. Einen Ehemann zum Hahnrei machen, ist sehr schlecht!... Wenn er wenigstens Nichts davon weiß, hat er nicht darüber zu erröthen; es ihm aber in Gegenwart von Zeugen zu sagen!... zum Henker, mein Herr, dieß ist zu stark!... Und es kann nicht so vorbeigehen!... — Mein Herr, ich mache Ihnen bemerklich, daß ich kein Wort von all dem gesagt habe... erstlich, weil es nicht wahr ist; und dann, weil, wenn es auch so wäre, ich doch nicht niederträchtig genug wäre, Ihre Frau Gemahlin auf solche Weise bloszustellen. Man kann bei Nacht an eine Thüre klopfen, ohne in Ihre Wohnung hinaufzugehen. Bedenken Sie doch, mein Herr, daß ein begünstigter Liebhaber keinen Lärm macht und ein ganzes Viertel

aus dem Schlaf weckt. — Ah, der Herr gesteht, daß er es war? — Ja, mein Herr, aber ich kannte Ihre Frau Gemahlin nicht. — So was sagen Sie Andern, wahrhaftig!... Sie haben mich zum Hahnrei gemacht, mein Herr, die Sache ist klar, allein Sie werden mir Rechenschaft dafür geben. — Zum Teufel, mein Herr, müssen Sie den Reden einer Frau, die nur Ehen zu verwirren sucht, Glauben schenken? — Frau von Saint-Clair ist eine ehrbare Frau und unfähig, etwas Unwahres zu sagen. Gewiß, wenn sie gewußt hätte, daß ich der Ehemann der Patrouille wäre, so würde sie Ihr Abenteuer nicht in meiner Gegenwart erzählt haben. Allein dieses Läugnen täuscht mich nicht. Ich bin betrogen ... dieß ist ein Unglück, das vielen geistvollen Männern zustößt. — Aber, mein Herr ... — Ich bin Hahnrei, mein Herr, dieß ist klar, wie der Tag ... — Ei! mein Herr, ich sage Ihnen ja nicht das Gegentheil! seyen Sie es, so viel Ihnen gefällig ist, dieß geht mich Nichts an! — Mein Herr, Sie fügen neue Beschimpfungen hinzu... Wir werden uns schlagen!... — Schlagen wir uns, damit es ein Ende nehme.«

Gustav und Herr Dubourg kommen über ein Stelldichein auf den andern Tag überein. Der Ehmann

kehrt in's Theater zurück und Gustav bleibt in der Straße, unschlüssig, ob er wieder zu Eugenien gehen soll; er fürchtet, wenn er wieder in die Loge kommt, die Verlegenheit der Madame Dubourg und die Freude der tückischen Saint-Clair zu verdoppeln; indeß, Eugenien, die allein mit ihm in's Theater gekommen ist, nicht abholen, hieße es an Achtung, an Schicklichkeit fehlen lassen. »Kehren wir zurück, sagt Gustav. Arme Madame Dubourg! . . . man muß gestehen, daß ihr Gatte ein sonderbarer Mann ist! Er will durchaus Hahnrei seyn, und hält sich dafür an mich! Zum Henker! ich habe Unglück: ich habe viele Leute betrogen, die Nichts davon bemerkt haben, und nun zwingt mich ein Mann, dessen Frau ich kaum kenne, zum Degen zu greifen!... Ah, Madame Dubourg! wenn sich Gelegenheit zeigt, werde ich suchen, Ihren Gatten nicht mehr zum Lügner zu machen.«

Gustav läßt sich die Loge öffnen, in der er war; allein Herr und Madame Dubourg sind nicht mehr darin; Eugenie ist fort, Frau von Saint-Clair allein ist zurückgeblieben. Sie dreht sich, um Gustav anzublicken; sie spricht Nichts, aber sie lächelt, und dieses tückische Lächeln drückt alle Gefühle ihrer Seele gut aus.

*

Gustav will losbrechen ... allein er hält seinen Zorn zurück, dessen Anblick nur das Vergnügen dieser ränkevollen Frau vermehren würde. Er entfernt sich, da er sich nicht all dem Abscheu überlassen konnte, den ihm Frau von Saint-Clair einflößt; er erinnert sich daran, daß man ihr Geschlecht achten soll, selbst wenn die Person verächtlich ist.

Achtes Kapitel.

Duell. — Der kleine Savoyarde.

Gustav begibt sich vom Schauspielhause zu Madame Fonbelle; er hofft, daß er sie besänftigen und sich rechtfertigen könne. Aber die Kammerfrau bedeutet ihm, daß ihre Gebieterin Niemand empfangen wolle. — Wie! nicht einmal ihren künftigen Gemahl? — Niemanden, mein Herr; dieß sind die Befehle der gnädigen Frau.«

»Ah! sagt unser Held, zu seinem Oheim zurückkehrend, ich bin noch nicht verheirathet!... Eugenie hat eine Eifersucht... Wegen Geschichten böse zu werden, die vor unserer Verbindung vorgefallen sind!...

dieß heißt gar zu empfindlich seyn. Ich liebe sie indeß, und fühle, daß ich ihr treu seyn würde. Sie glaubt dieß nicht, weil ich im Rufe eines Flatterhaften stehe!... allein ich bin besser, als mein Ruf.«

Gustav sagt seinem Oheim Nichts von dieser leztern Begebenheit, und den andern Tag steht er mit Anbruch des Tages auf, um sich zu seinem Stelldichein zu begeben.

Um den Schwätzereien Benoit's auszuweichen, ist Gustav entschlossen, denselben nicht mitzunehmen. Da ihm aber das Glück zuwider seyn kann, so ist es gut, Jemand bei sich zu haben, der ihn nach Hause tragen kann; Gustav nimmt sich daher vor, sich von dem jungen Kommissionär folgen zu lassen, dessen Eifer für ihn sich nie verläugnet hat.

Gustav nimmt seine Pistolen und geht aus seinem Zimmer. Jedermann schläft noch im Hotel, dessen Hofthor geschlossen ist. Man muß den Portier aufwecken: das ist Gustav ärgerlich; indeß geht er vorwärts und klopft an das Fenster, indem er befiehlt, daß man ihm das Hofthor öffne.

Statt ganz einfach aufzuziehen, steht der Portier im Hemd auf, streckt den Kopf aus seinem Fenster und sieht, wer so früh aus dem Hotel geht.

»Wie, Sie sind es, Herr Gustav? — Ja, ich bin es, Herr Benoit; öffnen Sie mir, ich bitte Sie... — Der Herr geht sehr früh aus... Sind der Herr Oberst unwohl?... Ist sein Zipperlein wieder in den Magen gestiegen?... Ist...? — Mein Oheim schläft hoffentlich, und Ihre Fragen langweilen mich sehr. Oeffnen Sie mir schnell, ich habe Eile. — Aber ich sehe meinen Sohn nicht, um den Herrn zu begleiten... Benoit!... Benoit!... — Ei, zum Henker! wenn ich Ihren Sohn nöthig gehabt hätte, würde ich ihn schon aufzuwecken gewußt haben... Oeffnen Sie mir dieses Thor... Ich bin Ihr Geschwätz endlich müde...«

Der Ton Gustav's ließ keine Widerrede zu. Der Thürsteher öffnet, sich in Entschuldigungen ergießend, die Thüre. Unser junger Mann ist auf der Straße; er fürchtet, der kleine Savoyarde möchte noch nicht angekommen seyn; er wirft die Augen auf seinen gewöhnlichen Platz... der gute kleine Kerl sizt schon auf seinem Eckstein, er ißt ein Stück Brod, das er mit Thränen benezt; Gustav nähert sich leise und klopft ihm auf die Schultern; der Savoyarde, durch den Anblick Gustav's verwirrt, trocknet seine Augen.

»Wie, mein Freund, ich sehe dich immer weinen!...

warum theilst du mir deinen Kummer nicht mit? ... Wenn du im Elend bist, wenn deine Eltern unglücklich sind, so nimm diesen Beutel und schone ihn nicht! Ich habe oft Geld für Tollheiten verschwendet, ich bin aber nicht geizig damit, um Unglückliche zu unterstützen.«

»Ich brauche Nichts,« erwiedert mit halblauter Stimme der kleine Savoyard, indem er die Börse zurückschiebt, die ihm Gustav anbietet. Dieser hat ein Gefühl, das er nicht zu erklären vermag. Die Töne des armen Kleinen sind sanft, wie die einer Frau; sie erklingen im Innersten von Gustav's Gemüth, der sich in's Gedächtniß zu rufen sucht, in welchem Zeitraum seines Lebens eine eben so sanfte Stimme sein Herz schon pochen machte.

Aber die Zeit vergeht und man muß Herrn Dubourg nicht warten lassen. »Folge mir, sagt Gustav zum Kommissionär, ich habe dich nöthig.«

Dieser steht sogleich auf und geht dicht hinter unserem Helden her, der den Weg nach der Wittwenallee in den Elisäischen Feldern einschlägt. Dort soll sich Herr Dubourg einfinden. Gustav erblickt ihn in der That, wie er auf der Straße spazieren geht. Er läßt seinen kleinen Gefährten etwa hundert Schritte

von Herrn Dubourg anhalten und befiehlt ihm, an dieser Stelle zu warten, bis man ihn holt. Der Savoyarde thut, was man ihm sagt, und Gustav geht auf Herrn Dubourg zu.

»Ich bin in Verzweiflung, mein Herr, daß ich Sie habe warten lassen. — Es macht Nichts, mein Herr, ich bin so eben erst angekommen. Haben Sie Pistolen?... — Ja... Aber entfernen wir uns ein wenig, ich bitte Sie; es wäre mir lieb, wenn dieses Kind, das mir gefolgt ist, uns nicht sehen könnte... Wie Sie wollen, mein Herr.«

Man macht einige Schritte in eine andere Allee. Gustav hält an; die beiden Gegner stellen sich in Entfernung auf. »Schießen Sie, mein Herr, ruft Gustav; Sie halten sich für beleidigt, an Ihnen ist der erste Schuß.«

Herr Dubourg läßt sich nicht bitten, er schlägt auf Gustav an, der auf der rechten Seite getroffen wird; er fällt, und Herr Dubourg eilt auf ihn zu: »Nun, mein Herr, werden Sie endlich gestehen, daß Sie mich zum Hahnrei gemacht haben?... — Nein, mein Herr, nein, ich werde eine Sache nicht zugestehen, die nicht wahr ist; und sterbend bestätige ich Ihnen, daß Sie sich irren. — In diesem Fall, mein Herr,

bin ich in Verzweiflung über das, was so eben vorgefallen ist... Ich will Ihnen einen Wagen und Ihren kleinen Kerl schicken.«

Herr Dubourg entfernt sich und findet den kleinen Savoyarden sehr in Unruhe: der Knall des Pistols war bis zu ihm gedrungen, und er wollte zu Gustav eilen, als Herr Dubourg ihm sagte, daß sein Herr verwundet sey. Der arme Knabe fliegt alsbald gegen den Ort, wo Gustav zurückgeblieben ist; er sieht ihn auf dem Boden liegen und mit Blut bedeckt; er tritt ihm näher, will ihm beispringen, aber er hat nicht die Kraft dazu und fällt ohne Bewußtseyn bei dem Verwundeten nieder.

»Zum Henker! sagt Gustav, ich habe da einen saubern Einfall gehabt, dieses Kind mit mir zu nehmen, welches der Anblick einer Wunde in Ohnmacht stürzt!... wenn ich ihm beistehen könnte!... aber ich habe Nichts bei mir... Ich fühle, daß ich nicht gehen kann... und Niemand kommt vorüber... es ist zu frühe... Wenn Herr Dubourg keinen Wagen findet, den er mir zuschicken kann, so werden wir noch lange ohne Hülfe bleiben!...«

Gustav ruft... Niemand erscheint; er will gehen und Leute suchen, aber seine Kräfte verlassen ihn und

er fällt selbst bewußtlos neben dem kleinen Savoyarden nieder.

Glücklicherweise für unsern Helden und seinen Gefährten war Herr Benoit, der Portier des Hotels, eben so neugierig als schwatzhaft. Nachdem er das Hofthor aufgemacht hatte, rief er schnell seinen Sohn herbei. Dieser war gerade aufgestanden, und eilt zu seinem Vater, den er wie ein Windspiel in dem Hof auf und ab rennen sieht und der von Zeit zu Zeit durch das Fenster seiner Loge, das auf die Straße geht, hinausblickt.

»Was gibt es denn, Papa?... — Geheimniß, mein Sohn, Verdächtiges im Benehmen des Herrn Gustav... Er geht so eben wie wüthend aus dem Hotel... ohne mich einer Antwort zu würdigen... Sieh... da unten ist er... er spricht mit dem kleinen Kommissionär. — Ah wahrlich! dieß ist sein Günstling, Sie wissen es wohl... — Warte... hier geht er fort... und der Savoyarde folgt ihm... Benoit, es ist dein Herr, du mußt ihm ebenfalls folgen... aber von Weitem. — Ich habe keinen Hut... — Nimm meine schwarzseidene Mütze. Geh schnell, verliere sie nicht aus den Augen... Du sagst mir dann Alles, was du bemerkt hast. — Seyen Sie ruhig.«

Benoit war also Gustav und dem Savoyarden von ferne nachgegangen. Er hatte angehalten, als sein Herr den kleinen Jungen hatte warten lassen; er hatte den Pistolenschuß gehört; er hatte gesehen, wie Herr Dubourg sich entfernte und war auf ihn zugelaufen, um zu erfahren, ob sein Herr verwundet sey; auf die bejahende Antwort war er gegangen, einen Wagen zu suchen, und langte auf dem Kampfplatz an, einige Minuten, nachdem Gustav ebenfalls das Bewußtseyn verloren hatte.

Benoit bringt seinen Herrn mit Hülfe des Kutschers in den Wagen, sezt sich neben ihn und läßt den Fiaker wegfahren, ohne sich um den guten Jungen, den er hülflos liegen läßt, zu bekümmern. Herr Benoit ist rachgierig; es ist ihm angenehm, sich an Jemand, den er nicht liebt, rächen zu können. Die Dummköpfe sind gewöhnlich voll Groll; es ist nur großen Seelen eigen, Beleidigungen zu vergeben und Böses mit Gutem zu vergelten.«

Man langt im Hotel an. Gustav hat sein Bewußtseyn wieder erlangt; er wird von seinem Oheim empfangen, der in seinem Zimmer auf und ab ging, sehr unruhig über seinen Neffen (denn der Thürsteher hatte Sorge getragen, ihm alle Begebenheiten des

Morgens in vergrößertem Maßstabe zu hinterbringen), und auf sein Zipperlein fluchend, das ihn am Ausgehen hinderte.

Glücklicherweise war die Wunde Gustav's leicht und durfte keine Unruhe verursachen. Erst nachdem er hievon die Ueberzeugung erhalten hatte, zankte der Oberst mit seinem Neffen. Dieser erzählte seinem Oheim Alles, was am vorigen Abend sich zugetragen habe, als man ihm einen Brief von Madame Fonbelle überbrachte. Gustav las ihn und übergab ihn seinem Oheim... »Seyd ihr wieder versöhnt? fragte der Oberst. — Lesen Sie, mein Oheim, Sie werden sehen, daß es nicht möglich ist, mich zu verheirathen.« Der Oberst las folgenden Brief:

»Wenn ich Sie heirathe, Gustav, will ich weder Ihr noch mein Unglück machen. Ich fühle, daß ich Sie zu sehr liebe, um glücklich mit Ihnen zu seyn. Ihr leichtsinniger und flatterhafter Charakter überliefert mein Gemüth unaufhörlich den grausamsten Qualen. Seit zwei Tagen habe ich die Beweise Ihrer Unbeständigkeit erlangt, und die Vergangenheit läßt mich für die Zukunft zittern. Adieu. Julie, Dubourg, Lise, die jungen Landmädchen werden Sie trösten über den Verlust Eugenien's.«

»Der Teufel hole die Weiber, die Liebenden, die Ränke und die Heirathen!...« sagte der Oberst, den Brief von sich schleudernd; »aber es ist auch deine Schuld; du machst Nichts als Dummheiten!... — Mein lieber Oheim, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich dieses Mal keineswegs strafbar bin; eine bösartige Frau hat Alles gethan. Frau von Saint-Clair hat alle Statt gefundenen Scenen veranstaltet: seit langer Zeit suchte sie mich um Eugenien's Herz zu bringen, es ist ihr gelungen. Wenn aber Madame Fonbelle, ehe sie meine Frau ist, Alles glaubt, was man ihr gegen mich sagt, so darf ich den Verlust ihrer Hand nicht bedauern. Um glücklich zu leben, darf man keine Geheimnisse für einander haben; man darf besonders Denen unser Ohr nicht leihen, die unsre Ruhe zu stören trachten. — Wenn du in Eugenie sehr verliebt wärest, würdest du nicht so kalt vernünfteln. Nun, ich sehe, daß du als Junggeselle sterben sollst. — Nein, mein Oheim, nein... ich werde mich verheirathen; ich will Ihnen diese Genugthuung geben, und weil ich hier keine Frau finde, die mich will, nun, so werde ich mich, so wie meine Wunde geheilt ist, auf Reisen begeben. Ich gehe in die Schweiz, wo man von den Frauen sagt, daß sie aufrichtig seyen;

nach England, wo sie leidenschaftlich lieben; ich werde die vier Welttheile besuchen, wenn es seyn muß, und vielleicht am Ende eine Frau finden, die nicht davor erschrecken wird, einen Leichtsinnigen zu heirathen. Aber mir fällt ein ... ich sehe Benoit nicht! ... Benoit! ... — Hier bin ich, Herr! — Du hast mich bewußtlos in den Elysäischen Feldern gefunden? — Ja, Herr. — Du hast einen kleinen Kommissionär bei mir sehen müssen ... Der arme Kleine ist in Ohnmacht gefallen, als er mich verwundet sah ... — Ah! der Savoyarde von der Ecke? — Ja, der kleine Savoyarde ... Nun, antworte mir, was hast du mit ihm gemacht? — Ich, Herr, gar Nichts! ... — Wie, Schlingel, der du bist, du hast dieses Kind verlassen, ohne ihm Hülfe zu leisten? — Herr ... er ist durchgegangen, so wie er mich erblickt hat ... — Durchgegangen! ... und er lag bewußtlos ... — O! verzeihen Sie mir, Herr, er sang, als ich mit dem Wagen angekommen bin. — Er sang ... statt Hülfe für mich herbeizuholen? ... Benoit, du lügst! ... — Der Herr darf nur meinen Papa fragen, er wird Ihnen sagen, daß ich gut erzogen bin, und daß ... — Benoit, wenn der Savoyarde heute nicht vor dem Hotel erscheint, so jage ich dich fort. — Aber, Herr ...«

Benoit suchte sich zu entschuldigen, als man einen Lärm im Hof hörte; ein Bedienter meldete, daß der kleine Savoyarde so eben im Hotel angelangt sey und mit Inständigkeit Herrn Gustav zu sehen verlange.

»Er mag kommen,« sagte Gustav. Der gute Junge eilt herbei; er stürzt vor dem Bett des jungen Verwundeten nieder, ergreift seine Hand und bedeckt sie mit Thränen.

»O der kleine Tuckmäuser! sagte Benoit ganz leise, wie er den Scheinheiligen spielt! und dieß Alles, um Jockei meines Herrn zu werden.«

Gustav beruhigte den kleinen Kommissionär über seine Gesundheit und fragte ihn aus, um zu erfahren, ob Benoit die Wahrheit gesagt habe.

Während Gustav den Savoyarden ausfragte und Benoit einen Vorwand zu seiner Entschuldigung suchte, betrachtete der Oberst den guten Jungen und schien sehr in Gedanken versunken.

Benoit ward ausgezankt, der Savoyarde für seine Anhänglichkeit an Gustav belohnt, und man ließ den Kranken ein wenig Ruhe genießen.

Nach Verlauf von zehn Tagen war Gustav's Wunde zugeheilt. Während dieser Zeit hatte sich der Oberst nach dem Thun der Madame Fonbelle erkundigt;

er vernahm zu seiner Bekümmerniß, daß sie nach einem ihrer Güter abgereist sey. Diese Nachricht benahm ihm die Hoffnung, die Verbindung seines Neffen mit Eugenien wieder anzuknüpfen, denn Gustav war nicht der Mann, der hinter einer Frau herlief, die ihn zu fliehen schien.

So wie Gustav wieder hergestellt war, dachte er an alle Zurüstungen für seine Reisen; er war entschlossen, sich auf einige Zeit aus Frankreich, wo Nichts ihn band, zu entfernen: er hatte Madame Fonbelle zu Gefallen alle seine alten Bekanntschaften abgebrochen; Julie hatte von den Liebeshändeln Abschied genommen; die Operntänzerinnen verführten unsern Helden nicht mehr; die kleine Lise hatte einen Hutmacher geheirathet und begnügte sich damit, ihren Mann in Wuth zu bringen; Suzon war verschwunden; Olivier, der fortfuhr, zu spielen, statt in sein Bureau zu gehen, hatte seine Stelle verloren, und sein Lebenswandel war so ausschweifend, daß Gustav, der bei seinen Tollheiten sich selbst noch achtete, einen Menschen nicht mehr zum Gesellschafter haben konnte, der nur Dirnen und schlechte Orte besuchte; Gustav hatte also Nichts mehr, das ihn in Paris zurückhielt. Er theilte dem Oberst seinen Entschluß mit und dieser

billigte ihn, indem er hoffte, daß die Reisen den Kopf seines Neffen reifen würden.

Gustav machte alle seine Zurüstungen und verstand sich dazu, Benoit mitzunehmen, um seinem Oheim zu beweisen, daß er nicht die Absicht hatte, sich neuen Intriken hinzugeben; denn Benoit's Ruf war gemacht, man wußte, daß er zu Nichts gut war, als bei Tische aufzuwarten und ein Pferd zu zäumen.

Benoit war entzückt, Gustav folgen zu dürfen, denn er hatte anfänglich gefürchtet, seinen Herrn möchte die Lust ankommen, den kleinen Kommissionär mitzunehmen; in seiner Freude sprach er jeden Augenblick mit seinem Vater von seinen bevorstehenden Reisen, und trug Sorge, dieß dem guten Jungen beständig in die Ohren zu trichtern, weil er wahrzunehmen glaubte, daß es ihm Kummer mache. Herr Benoit war durchaus ein Trotzkopf.

Der Tag der Abreise ist gekommen. Der Oberst will seinen Neffen bis Saint-Germain begleiten; er läßt sein Kabriolet richten und Benoit wird mit den Pferden vorausgeschickt, denn Gustav will zu Pferde reisen; dieß ist in der That die angenehmste Art, um ein Land, das man durchreist, genau kennen zu lernen.

Beim Einsteigen in das Kabriolet sucht Gustav seinen kleinen Kommissionär, dem er Zeichen seiner Großmuth zurücklassen will, mit den Augen; aber der Savoyard ist nicht an seinem Platz; man sieht sogar weder seinen Schemel, noch seinen kleinen Sitz; Gustav wundert sich über die Abwesenheit des guten kleinen Kerls, und es thut ihm leid, abzureisen, ohne ihn noch gesehen zu haben.

Das Kabriolet sezt sich in Lauf. In zwei Stunden kommt man in Saint=Germain an. Der Oberst schlägt den Weg nach dem Gasthof ein, in den man Benoit bestellt hat; schon ist man nahe dabei, als ein Privatwagen, der schnell wie der Wind fährt, gegen das Kabriolet des Obersten kommt; dieser hat keine Zeit, ihm auszuweichen: der ungeschickte Kutscher stößt an das leichte Kabriolet, wirft es um und peitscht seine Pferde, um sich dem Zorn des Obersten zu entziehen.

Gustav und sein Oheim sind auf die Seite gefallen; der Oberst steht fluchend auf, er ist nicht verwundet, Gustav hat einen zerquetschten Fuß: aber hinter ihnen lassen sich Jammertöne hören. Die eifrige Menge umgibt das Kabriolet. Der Oberst erkundigt sich, ob sein Wagen im Fallen Jemand verlezt hat, und er

gewahrt einen kleinen Savoyarden, den man hervorzieht und in den Gasthof trägt. Gustav stößt einen Schrei der Verwunderung aus: er hat seinen kleinen Kommissionär erkannt und vernimmt von den umstehenden Leuten, daß das arme Kind hinten auf dem Kabriolet stand, als es umwarf.

»Ich bitte, mein Oheim, ruft Gustav aus, lassen Sie diesem armen Kinde alle mögliche Hülfe angedeihen, während ich mir den Fuß verbinden lasse.«

Der Oberst fügt sich den Wünschen seines Neffen, er geht zum kleinen Savoyarden. Gustav, der sehr am Fuße leidet, wird in ein Zimmer geführt, und Benoit bringt ihm einen Zahnarzt, der es übernimmt, die zerquetschten Füße in vier und zwanzig Stunden zu heilen.

Gustav, der gezwungen ist, in einem Zimmer zu bleiben, ohne sich zu rühren, wird ungeduldig, weil sein Oheim nicht wieder erscheint; er brennt, Nachricht von dem kleinen Savoyarden zu erhalten; er will Benoit nach ihm schicken, als Herr Moranval endlich in sein Zimmer tritt.

Der Oberst ist blaß, verstört; sein Gesicht drückt eine solche Bewegung aus, daß Gustav dadurch erschreckt wird.

»Was haben Sie denn, mein Onkel? was ist vorgekommen? ... wäre dieser arme Knabe tödtlich verwundet? — Nein... nein... seine Wunde ist leicht... es wird Nichts seyn... — Woher mag also die Verwirrung kommen, in welcher ich Sie sehe? ... — Potztausend! unser Sturz hat mir wohl die Sinne ein wenig verwirren können!... — Sie waren aber nicht in diesem Zustand, ehe Sie sich zu dem kleinen Savoyarden begaben... Sie verhehlen mir Etwas... im Namen des Himmels, sprechen Sie!... — Ei, zum Henker, ich verhehle dir Nichts!... was Teufels willst du denn, daß ich dir sagen soll? Der kleine gute Junge ist beinahe nicht verlezt... die Furcht hat ihn aber des Gebrauchs seiner Sinne beraubt, morgen wird er Nichts mehr davon haben. — Warum war er denn hinter unsern Wagen gestiegen? — Weil er uns gefolgt war, wahrscheinlich. — Gefolgt ... in welcher Absicht? — Ei! tausend Schwadronen! in der Absicht, spazieren zu fahren, ohne Zweifel. — Weißt du nicht, daß es Gewohnheit der kleinen Schlingel ist, hinten auf die Wägen zu steigen? — Indeß, mein Onkel... — Ho ho, jezt habe ich genug über dieses Püppchen; ich sage, es fehlt ihm beinahe Nichts; ich habe ihm Geld gegeben, um sich heilen zu

lassen, du darfst dich nicht mehr um ihn beunruhigen. Was dich betrifft, so kannst du, da deine Quetschung nicht gefährlich ist, dich morgen wieder auf den Weg begeben. Adieu, ich kehre nach Paris zurück. — Wie! mein Oheim, Sie wollen mich in dieser Herberge der Langenweile überlassen? ... wer treibt Sie denn? ... Sie werden eben so gut morgen nach Paris zurückkehren. — Ich sage dir, daß ich im Augenblick abreise: wahrscheinlich habe ich Gründe, nach Hause zurückzukehren; du kannst wohl einen Tag ohne Gesellschaft in einer Herberge bleiben: da du Europa durchreisen willst, ist zu vermuthen, daß dir dieß öfters vorkommen wird. Adieu; umarme mich, Gustav: du hast Geld, Empfehlungsbriefe für verschiedene Länder; und überdieß weißt du, daß du im Nothfall auf mich zählen kannst; ich werde deine Wechsel einlösen, wenn du dich gut aufführst. Reise, bemühe dich, keine Tollheiten mehr zu machen, und wenn du eine kluge, sanfte und treue Frau findest, so bring sie mit, sie soll dein Weib werden; aber rufe dir stets in's Gedächtniß, daß ich an diesen drei Eigenschaften halte.«

Der Oberst umarmt seinen Neffen zärtlich und verläßt ihn; einige Augenblicke nachher hörte Gustav das Kabriolet seines Oheims aus dem Gasthof wegfahren.

Gustav fand etwas Außergewöhnliches in dem Benehmen des Obersten; seine sichtliche Gemüthsbewegung, als er zu seinem Neffen zurückkam; dieser plötzliche Entschluß, augenblicklich wieder abzureisen, während Nichts ihn nach Paris zurückrief: dieß Alles schien ein Geheimniß zu verbergen. Gustav suchte es zu errathen; vergebens zerbricht er sich aber den Kopf, um den Beweggrund dieser schnellen Abreise zu entdecken; er hofft den andern Tag glücklicher zu seyn, wenn er den kleinen Savoyarden befragt.

Nach der Tafel befiehlt Gustav Benoit, sich nach der Gesundheit des kleinen Verwundeten zu erkundigen. Der Bediente geht, kommt aber bald wieder zu seinem Herrn zurück. »Nun gut, Benoit, was macht dieser arme Junge? — Aber, Herr, es scheint, daß es gut geht, weil er abgereist ist!... — Abgereist!... Der kleine Kommissionär, der diesen Morgen verwundet wurde, ist abgereist?... geh, dieß ist nicht möglich. — Herr, ich sage Ihnen Nichts, als was man mich versichert hat... es wundert mich ebenfalls sehr! Aber, Herr, was das Sonderbarste ist, daß die Hausmagd mich versichert hat, Ihr Herr Oheim habe ihn in seinem Kabriolet mitgenommen... — Mein Oheim hat den Savoyarden mitgenommen? — Ja,

Herr, ja; er hat für ihn alle mögliche Sorge getragen... er hat nicht gewollt, daß irgend Jemand Anders ihm in den Wagen steigen helfe... kurz dieser kleine Rußbube muß ein Zauberer seyn, um sich so gerade einen Obersten zum Freund zu machen!...

Gustav war erstaunt über das Benehmen seines Oheims; allein er maß diese leztere Handlung dem guten Herzen des Obersten bei, der unter rauher Außenseite eine gefühlvolle und mitleidige Seele barg.

Den nächstfolgenden Tag befand sich unser Held wohl genug, daß er zu Pferde steigen konnte, und er verließ Saint-Germain, um seine Reise anzutreten.

Neuntes Kapitel.

Welches einen Zeitraum von drei Jahren in sich faßt.

Statt der Straße nach Italien zu folgen, wie er sich vorgesezt hatte, wendete Gustav das Pferd und nahm seine Richtung gegen Ermenonville.

Benoit, der die Straße nicht wieder erkannte, war sehr neugierig, zu wissen, wohin sein Herr gehe. Er war etwas weniger schüchtern, als bei seiner ersten

Reise mit Gustav; er näherte sein Pferd gerne dem unseres jungen Reisenden, aber er wagte nicht, sich Fragen zu erlauben.

Endlich langt man im Dorfe an. Benoit erkennt das Schloß, die kleine Brücke und das Haus des Vaters Lukas, vor welchem Gustav anhält; er kann dem Wunsche nicht widerstehen, zu erfahren, was sie bei den Dorfbewohnern thun werden.

»Herr, werden wir wieder hier wohnen?... — Du wirst es sehen. — Herr... werden Sie wieder das ganze Haus in Verwirrung bringen... die Kühe zum Durchgehen und die alten Weiber zum Schreien bringen?... — Benoit, ich werde thun, was mir gefällt. Wenn du dir wieder erlaubst, mich auszufragen, so schicke ich dich nach Paris zurück. — Ich sage nichts mehr, Herr.«

Gustav tritt in den Hof des Hauses; eine Bäuerin stößt einen Schrei aus, als sie den jungen Mann erblickt: es ist Marie-Hanne, die Gustav erkannt hat: diesem ist es sehr lieb, daß er, ehe er die Familie Lukas sieht, durch das Bauernmädchen erfahren kann, wie er aufgenommen werden wird, er macht dem dicken Mädchen ein Zeichen, zu ihm zu kommen.

»Wie!... Sie sind es, mein Herr?... Ah!...

ich erwartete Sie kaum ... nun ist es bald ein Jahr, seit Sie gekommen sind ... ja ... es wird ein Jahr seyn in drei Monaten ... ungefähr um die Zeit der Pflaumen ... — Sagen Sie mir, meine liebe Marie-Hanne, wie man sich hier befindet? Ist man immer lustig, zufrieden? ... — O, mein Herr! ... es hat sich viel verändert, gehen Sie! ... wahrlich, Sie wissen es nicht ... Jungfer Suzon hat uns verlassen. Aber treten Sie doch ein, mein Herr, unsre Frau wird Ihnen dieß Alles erzählen.«

Gustav sieht aus den Reden von Marie-Hanne, daß man nicht weiß, daß er die Ursache von Suzon's Flucht ist. Er tritt in das Haus, wo er den Vater und die Mutter Lukas findet.

Die Dorfbewohner empfangen ihn freundschaftlich. Vater Lukas schwazt etwas weniger, seine Frau spricht aber immer eben so viel; sie erzählt Gustav das Verschwinden ihrer Tochter, Mutter Lukas weint, wenn sie von Suzon spricht, und die Thränen der guten Frau fallen auf Gustav's Herz zurück, denn er fühlt wohl, daß er sie fließen macht. Ohne seinen Aufenthalt bei Lukas wäre das junge Mädchen im Dorfe geblieben; friedlich bei ihren Eltern hätte sie nie an andere Vergnügungen gedacht und ihr Herz hätte

den Gedanken, sich von ihnen zu trennen, von sich gestoßen; aber die Gegenwart Gustav's hatte Alles verändert und die Mutter kam nicht auf den Gedanken, daß sie mit dem spreche, der den Kopf ihrer kleinen Suzon verrückt hatte. Gustav war sehr erstaunt, als er vernimmt, daß Suzon seit zwei Monaten sehr häufig an ihre Eltern schreibe, jedoch ohne ihnen ihre Adresse in Paris zu geben, weil sie immer noch fürchtet, man möchte sie mit Nikolas verheirathen.

»Sie hat sehr Unrecht, das liebe Kind,« sezt Mutter Lukas hinzu. Wahrlich, Nikolas Toupet ist verheirathet, er denkt nicht mehr an sie. Was uns betrifft, nun so waren wir im Anfang ihrer Flucht sehr traurig und im Zorn; seit sie uns aber so zärtliche Briefe geschrieben hat, worin sie uns sehr um Verzeihung bittet, für das, was sie gethan hat, ach! meiner Treu, ich bin bereit, ihr zu verzeihen, und ich hoffe sehr, daß sie bald zurückkommen wird.«

»Sie ist immer noch in Paris,« sagt sich Gustav, »und hat seit ihrer Flucht von der Tabuletkrämerin mich nicht zu sehen gesucht? Suzon liebt mich also nicht mehr!... Suzon hat es wie Andere gemacht! sie hat die Vorschläge irgend eines Wüstlings angehört... denken wir nicht mehr an sie... ich bin sehr dumm,

geglaubt zu haben, daß ein so hübsches Mädchen treu geblieben sey!... Vergessen wir sie... möge sie glücklich seyn können!...«

Der junge Mann verläßt das Haus, nachdem er Marie-Hanne Zeichen seiner Freigebigkeit zurückgelassen hat; er entfernt sich von Ermenonville, allein er verspricht sich ganz leise, bei der Heimkehr von seinen Reisen wieder dorthin zu gehen, um zu erfahren, ob Suzon endlich zu ihren Eltern zurückgekommen ist.

Gustav begibt sich geraden Wegs nach Italien, ohne daß ihm irgend eine bemerkenswerthe Begebenheit aufstößt. Er langt endlich in dem Vaterland der Cäsaren an, er besucht das Capitol, die Peterskirche, die Gräber der Päpste, er findet noch in den Trümmern der Tempel und Paläste Zeichen von der Größe der Römer wieder, aber vergeblich sucht er unter den Einwohnern die Spuren jenes stolzen und kriegerischen Volkes, er sieht da nur Bettler und Mönche, wo die Consuln und Tribunen lebten. »Und dieß hier sind die Römer!« sagte Gustav bei sich selbst, indem er diese erdfahlen und schmutzigen Menschen betrachtete, die in den Straßen der Stadt umherschwärmen, wo viele ihr Leben zubringen, ohne eine andere Wohnung zu haben, als eine Vertiefung

zwischen zwei Ecksteinen, ohne eine andere Bedeckung, als einen durchlöcherten und zerfezten Mantel, ohne eine andere Nahrung, als in Wasser gekochte Makaronie zu haben. In Wahrheit, es ist mir beinahe leid, daß ich nach Rom gekommen bin: ich verliere einen Theil der Täuschungen meiner Jugend und ich fange an zu glauben, daß die einzige Frucht, welche man aus seinen Reisen zieht, die Beurtheilung des Unterschieds ist, der zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart, zwischen den Träumen der Einbildungskraft und der Wirklichkeit besteht. Ohne Zweifel machen darum die Reisen weiser und bilden den Verstand. Ich begreife in der That, daß Alles, was man sieht, zu sehr philosophischen Betrachtungen Anlaß geben kann, eine Kirche, wo ein Cirkus war; ein Lotterie-Büreau neben dem tarpejischen Felsen; und Polichinells auf dem Platz, wo die Söhne des Brutus umkamen. Was würde dieser wilde Republikaner gesagt haben, wenn man ihm geweissagt hätte, daß sein Vaterland eines Tages das der Taschenspieler, Hanswurste und Marionetten seyn werde!...«

Gustav verließ Rom ohne Bedauern; Benoit bedauerte die Paraden, mit denen er sich belustigte, indem er die Stadt durchlief. Unser Held besuchte einen

Theil Italien's, begab sich hierauf nach Spanien, Portugal, Deutschland, Polen und zulezt nach England.

Ueberall hatte unser junger Mann Abenteuer; allein die Erzählung der Liebes-Angelegenheiten, die sich fast alle gleichen, würde wenig Reiz für den Leser haben. Da wo das Herz nicht mit im Spiele ist, sind die Verbindungen sehr einförmig. Bei den Italienerinnen hatte Gustav so zu sagen nicht einmal nöthig, eine Erklärung zu machen, diese Damen ersparten ihm die Mühe; und was man auch von der Galanterie nnd Kokecterie der Französinnen und von den ungebundenen Sitten der Frauen von Paris sagen mag, so kann man dieß doch nicht mit der Leichtfertigkeit vergleichen, mit der die Italienerinnen einen Liebeshandel anknüpfen.

Indeß hatte Gustav den Ruhm oder vielmehr das Unglück, heftige Leidenschaften einzuflößen; er trug aus Italien einige Styletstiche davon und Benoit Erklärungen und Vorschläge, die er sich wohl versprach bei seiner Zurückkunft von seinem lieben Papa verdeutlichen zu lassen.

In Spanien spielte Gustav Guitarre und liebelte durch kleine Fensterläden. Er ging in die Predigt, die hübschen Frauen zu bewundern und Blicke zu

wechseln; an der Thüre bot er Weihwasser an, und alte Magären, welche man dort »Duenna« nennt und die hier Kupplerinnen heißen, folgten ihm in seine Wohnung und brachten ihm Liebesbriefe. In Spanien gibt es noch mehr Pracht und mehr Bettler als in Italien: Die Extreme berühren sich beinahe immer.

Benoit, der nicht wußte, daß in diesem Lande der Bettel ein Handwerk ist, und die Bettler Leute, denen man nur mit Achtung begegnen darf, hatte eines Tags das Unglück, einen Bettel-Sennior, der die Carista von ihm verlangte, ein weni grob zurückzuweisen; alsbald stürmte eine Menge Bettler auf Benoit los; er ward geschlagen, gewälzt, mißhandelt; als Gustav seinen Diener mit einem Rudel Elender im Handgemenge sah, fiel er mit Stockstreichen über die Bettler her; nun wurde die Sache ernsthaft; Bettler zu schlagen! dieß hieße die Gebräuche, Gewohnheiten, Privilegien der Spanier angreifen, und diese Leute verstehen keinen Spaß, in Allem, was ihren Stolz berührt; sie legen Stolz in Niedrigkeiten, Eigenliebe in Kindereien und Eigensinn in Knabenstreiche.

Die Alguazils langten an; man führte Gustav, Benoit und die Bettler vor den Herrn Corregidor. Der gnädige Herr gab der stolzen Canaille Recht,

fand es sehr schlecht, daß ein Einarmiger zwei Stockstreiche erhalten hatte und schenkte den eingebrochenen Zähnen und zerrissenen Ohren Benoit's keine Aufmerksamkeit; Gustav fluchte, wurde zornig; der gnädige Herr wollte ihn gerade mit seinem Diener in's Gefängniß werfen lassen, als glücklicherweise die Duenna von Madame dazu kam: sie erkannte Gustav für einen hübschen jungen Mann, den sie bei mancher Gelegenheit bedient hatte, und der die ihm geleisteten Dienste sehr gut bezahlte. Sie nahm ihn in ihren Schutz, rettete ihn und Gustav verließ Spanien, da ihm ein Land entleidet war, in welchem die Gesetze nur für Inquisitoren, Mönche, Cortes und Bettler gemacht sind.

In Deutschland fand unser Held liebenswürdige Frauen und rauchende Ehemänner. Er wohnte bei einer schönen Deutschen, welche den Walzer mit Leidenschaft liebte und jeden Tag irgend eine neue Figur erfand (denn in Deutschland begnügt man sich beim Walzen nicht blos mit dem Drehen, wie es in Frankreich der Fall ist). Die Wirthin Gustav's ward nie müde; es war noch ärger, als mit Jean-Jean Courtepoint; während sie walzte, machte ihr Gatte Musik und Benoit nahm Unterricht in der Flöte bei dem Mädchen

vom Hause, einer lustigen Schwester, die alle Instrumente spielte, und an einem Quartett Theil nahm.

Aber der Walzer ermüdete Gustav und die Flöte machte Benoit sehr mager. Unser Held verließ Deutschland mit der Ueberzeugung, daß die Frauen hier von erster Stärke im Tanzen sind und Benoit war vergnügt, Musiker geworden zu seyn. »Es ist ein hübsches Land, (sagte er zu seinem Herrn;) die Damen verstehen einen sogleich, ohne daß man deutsch kann; und die Männer! sprechen Sie nur vor ihnen Haydn, Mozart aus, so reden sie zwei Stunden fort, ohne Ihnen Zeit zum antworten zu lassen. — Wer hat dich dieß gelehrt? — Das dicke Mädchen, welches mich in der Flöte unterwies. Dieß sind die einzigen Worte, die ich deutsch gelernt habe, auch weiß ich nicht, was es sagen will; allein, wenn Sie mit der Wirthin walzten, sprach meine Flötenspielerin mit dem Mann von Haydn und Mozart; o! alsdann nahm er seine Geige und hielt nur an, um zu trinken! ... ah! er war ein schrecklicher Musiker!«

Gustav schiffte sich nach England ein. Benoit ließ sich, während der Ueberfahrt, an ein Bret binden, damit er gewiß war, auf dem Wasser zu schwimmen, wenn das Schiff unterginge. Man kam aber an,

ohne einen Sturm erlitten zu haben. Benoit kam mit vier Tagen fortwährenden Erbrechens weg; er behauptete, als er aus dem Schiff stieg, daß seine Zunge um zwei Zoll länger geworden sey.

Der Aufenthalt in Großbrittanien kann nur einem Manne gefallen, der sein größtes Vergnügen in Pferderennen, Hahnenkämpfe, Wetten, Punsch und Plumpudding sezt. Ein Franzose muß es sonderbar finden, wenn er beim Nachtisch alle Frauenzimmer von der Tafel aufstehen und die Männer sich der Ausgelassenheit hingeben sieht, die ihnen der Crambambuli einflößt, ohne das Weggehen des schönen Geschlechts zu bedauern, welches für sie im Gegentheil das Zeichen zur Lustigkeit ist (wenn man überhaupt das Vergnügen, zu trinken, bis man unter den Tisch fällt, Lustigkeit nennen kann).

Der junge Reisende fand die Wahl der englischen Spaziergänge ebenfalls traurig; in den Kirchhöfen geht man mit Vorliebe spazieren und erholt sich von Arbeit und Geschäften; in Wahrheit, die Gottesäcker sind sehr schön und man liest anf den Gräbern zuweilen rührende und öfters originelle Inschriften. Allein man muß ein Engländer seyn, wenn ein solcher Spaziergang das Gemüth nicht zur Schwermuth

stimmen soll; es ist ein Gefühl, das man zuweilen gerne empfindet, dem sich aber oft hinzugeben, gefährlich ist.

Gustav bemerkte, bis zu welchem Punkt dieses denkende Volk die Aufmerksamkeit auf Nebendinge und die Genauigkeit in Herkommenssachen treibt. Man spottete in einem glänzenden Cirkel über den jungen Franzosen, weil er, wenn er sehr warmen Thee trank, den Inhalt der Tasse in die Untertasse goß und weil er seinen Löffel nicht in die Tasse legte, wenn er nicht mehr trinken wollte. »Wenn die großen Geister sich in kleinen Dingen bemerkbar machen, sagte Gustav, so sind die Engländer sicherlich sehr tiefe Denker. Ich wundere mich aber alsdann, daß man in der Geschichte der Athenienser, Spartaner und aller jener durch ihren Geist und ihre Tapferkeit berühmten griechischen Völkerschaften, nichts von der Weise sagt, in welcher ein Fremder den Becher halten mußte, den man ihm vorsezte.«

Benoit gewöhnte sich an die Gebräuche Englands: er aß fünfmal täglich, trank den ganzen Tag hindurch Thee und sobald es Nacht wurde, Punsch. Schon sah er seinen Körperumfang zunehmen und er hörte mit Kummer, daß sein Herr ein Land verlassen wollte, wo man so gut lebte.

Die jungen Miß waren hübsch und in England genießen die ledigen Frauenzimmer eine große Freiheit; sie können, ohne daß man es unanständig findet, allein mit einem jungen Manne ausgehen, mit ihm das Land, Schauspiele, sogar Bälle besuchen; einmal aber verheirathet, welcher Unterschied!... sie verlassen ihre Häuser nicht mehr ohne ihre Gatten und geben sich ganz der Sorgfalt für ihr Hauswesen hin. Doch konnte die Gesellschaft der jungen Engländerinnen Frankreich bei Gustav nicht in Vergessenheit bringen. »Weißt du, sagte er eines Tags zu Benoit, daß wir nun drei Jahre abwesend sind? — Drei Jahre, Herr!... Ach, Gott! wie wird mich mein Papa größer, dicker und schöner finden!... — O! er wird dich nicht mehr kennen... — Die Reisen haben mich sehr gebildet!... — Wir sind acht Monate in Italien, sechs in Spanien, ein Jahr in Deutschland, drei Monate in Polen geblieben und jezt ist es nahe an zwei Monaten, daß wir hier Beefsteack und Rosbeef essen... ich habe genug davon. Rechnen wir die Zeit hinzu, welche wir zu diesen verschiedenen Reisen gebraucht haben, o! es ist mehr als drei Jahre, daß wir abgereist sind. Rüste unser Gepäck, Benoit; ich will zu meinem Oheim zurückkehren. — Wie

schade! . . . ich fing an, recht gute Faustſtöße zu setzen . . .«

Während seiner Reise hatte Gustav oft Briefe von seinem Oheim empfangen. Der Oberst war in eine sehr schwere Krankheit gefallen, von der er endlich wieder hergestellt war. Er fragte seinen Neffen immer, ob er eine Frau gefunden habe; in jedem seiner Briefe legte er Gustav Fragen über diesen Gegenstand vor; in seinen lezteren aber bezeugte er ihm das Vergnügen, welches es ihm gewähren würde, ihn wieder zu sehen, und Gustav wollte seine Rückkunft nicht länger aufschieben. Ueberdieß war unser Held müde, in der Welt herumzulaufen. Wie Joconde, hatte er viele galante Abenteuer gehabt, wenn aber das erste Jugendfeuer gelöscht ist, so wird man der unvollkommenen Vergnügungen, die weder Herz noch Geist reizen, müde. Gustav war nicht mehr jener Bruder Liederlich, der aus Fenstern sprang, ein ganzes Viertel aus dem Schlaf weckte und sich mit der Wache herumschlug; er war gesezter, vernünftiger, besonnener als ehemals; und ohne daß er aufhörte, das Vergnügen und die Schönen zu lieben, fühlte er die Nothwendigkeit, seine Auswahl bei Bekanntschaften zu treffen. Sein Gefühl, enttäuscht über falsche Genüsse,

würdigte endlich die Süßigkeit einer wahren und gegenseitigen Liebe und die Vergnügungen der Achtung und Freundschaft.

Reisen wir ab, sagte Gustav zu Benoit; kehren wir nach Frankreich zurück. Ich werde meinen Oheim wieder finden, ohne ihm eine Frau meiner Wahl vorzustellen: meiner Treu, daß ich mich auf meinen Reisen nicht sehr damit beschäftigt habe, eine zu finden. Es ist entschieden, daß ich eine Französin jeder andern vorziehe: die Italienerinnen sind zu glühend, die Spanierinnen zu eifersüchtig, die Deutschen zu walzlustig, die Polinnen zu kalt, die Engländerinnen zu sentimental. — Es ist wahr, Herr: ich gestehe auch, daß ich außer der Flöte, den Marionetten und dem Plumpudding nichts sehr bemerkenswerthes in den Städten, die wir besuchten, gesehen habe.

Gustav nahm Abschied von den Ufern der Themse. Er schifft sich auf dem Paketboot ein und langt bald in Calais an. Er lächelt vor Vergnügen, als er den Fuß auf die Muttererde sezt; er ist begierig, seinen Oheim und seine alten Bekannten wieder zu sehen; und Benoit ungeduldig, seinem Vater Alles das erzählen zu können, was er gehört, gesehen, bewundert und wahrscheinlich sogar, was er nicht gesehen hat.

Zehntes und leztes Kapitel.

Hatten Sie es geahnt?

Gustav hatte seinen Oheim von seiner Rückkunft in Kenntniß gesezt: als er in Calais an's Land stieg, sah er einen großen Kerl von gutem Aussehen, der als Postillon gekleidet war und einen Brief in der Hand hielt, auf sich zukommen. »Ist der Herr nicht Herr Gustav Saint-Real? — Ja, mein Freund; was wollen Sie von mir? — Ich lauerte auf Ihre Ankunft, mein Herr; ich bin von Ihrem Herrn Oheim, dem Obersten Moranval abgeschickt: ich soll Ihnen zuerst diesen Brief einhändigen... — Einen Brief von meinem Oheim? geben Sie schnell...«

Gustav nimmt und liest:

»Mein lieber Gustav, du mußt des Reisens müde seyn und dich freuen, in Paris einzutreffen; um dich bälder zu sehen, schicke ich dir Germain, meinen neuen Reitknecht mit einer guten Postchaise. Germain wird dein Führer seyn und ich hoffe, dich bald zu umarmen.

»Der Oberst Moranval.«

»Poztausend! man kann nicht liebenswürdiger seyn, sagte Gustav, und mein Oheim hat sehr wohl daran gethan: ich bin genug auf dem Pferd gesessen; zudem ist das Meinige in Deutschland drauf gegangen; ich werde in Paris wenigstens wie ein großer Herr ankommen. Du hast also eine Postchaise, Germain?... — Ja, mein Herr, und sie steht ganz gerüstet. — Dieß ist zum Entzücken: so wie ich zu Mittag gegessen habe, reisen wir ab.«

Gustav läßt sich von Germain in den Gasthof führen, wo die Postchaise ist und nachdem er gut zu Mittag gegessen hat, steigt er mit Benoit in den Wagen, indem er Germain empfiehlt, sie schnell zu führen.

Meiner Treu, Herr, sagt Benoit, sich seinem Gebieter gegenüber setzend, es ist sehr artig von Seiten Ihres Herrn Oheims, daß er uns einen guten Wagen mit einem Kutscher geschickt hat... Man ist so sehr bequem und wir werden mindestens ganz frisch in Paris ankommen.«

Gustav antwortete Benoit nicht; er war in Betrachtungen versunken; er dachte an alle Personen, die er in Frankreich gelassen hatte, und an die Veränderungen, welche drei Jahre in den Umständen hervorgebracht haben können.

Den ersten Tag hielten die Reisenden nur an, um zu essen und Pferde zu wechseln. Gustav war mit Germain sehr zufrieden, der ihn schnell wie der Wind führte. Der zweite Tag neigte sich zu seinem Ende; es fing an Nacht zu werden und Gustav dachte mit Freude daran, daß er nicht mehr sehr fern von Paris seyn müsse. Er streckt den Kopf aus dem Wagen. Es scheint ihm, daß er nicht mehr auf der Hauptstraße sey. »Germain, wo sind wir? — Sechs Stunden von Paris, Herr; wir nähern uns Montmorenoy... — Bist du ganz sicher, daß du den rechten Weg eingeschlagen hast? — O! ja, Herr; ich habe einen Nebenweg gemacht, der um vieles abkürzt. — Wenn er uns irrführte, Herr, sagte Benoit unruhig. — Nun, Dummkopf, hast du nicht gar Furcht? — Wahrlich, Herr es ist Nacht... ich sehe keine Häuser... — Siehst du immer Häuser auf den Landstraßen? — Weil wir aber, wie Sie sagen, nicht auf einer Straße sind... — Schlaf oder schweige... — Herr ich kann nicht schlafen, wenn ich mich fürchte.«

Germain fährt weniger schnell: bald hält er völlig an, um mit seinem Herrn zu sprechen: »Herr, ich glaube, daß Sie Recht haben... ich habe mich verirrt: ich kenne den Weg nicht mehr... — Werden

wir die Nacht auf dem Fels zubringen?« ruft Gustav aus. — Geh immer, Germain: an der ersten Wohnung fragst du nach dem Weg. — Aber, Herr, der Teufel mischt sich in's Spiel!... da hat ein's meiner Pferde die Eisen verloren; es kann kaum traben und wenn ich fortfahre zu galoppiren, könnte es sich verletzen. — Zum Henker,« murmelt Benoit leise vor sich hin, »man muß recht dumm seyn, um die Eisen seiner Pferde zu verlieren... Nun sind wir da in einer saubern Lage!...«

Gustav weiß nicht, was er anfangen soll. Germain schlägt vor, auf Entdeckung auszugehen: er glaubt zur Linken Licht zu erblicken, er will nach dem Weg fragen. »Wenn es ein Haus ist, wo man uns aufnehmen will,« sagt Gustav, »so werden wir die Nacht dort zubringen, im Fall du dein Pferd nicht wieder beschlagen lassen kannst.«

Germain geht und kommt bald zu Gustav zurück. Das Licht, das er wahrgenommen hat, kommt aus einem Hause von schönem Aussehen, wo man gerne darein willigt, die Reisenden zu beherbergen.

»Gehen wir also, um Gastfreundschaft zu bitten,« sagt Gustav: aber du, Germain, du suchst bis in's nächste Dorf zu kommen und einen Hufschmied

mitzubringen; ich verzichte nicht auf die Hoffnung, diese Nacht nach Paris zu gelangen. — Ja, Herr, zählen Sie auf meinen Eifer.«

Gustav steigt vom Wagen, und von Benoit gefolgt, macht er sich gegen die gastfreundliche Wohnung, in der man sie aufnehmen will, auf den Weg. Er sieht ein hübsches Haus, das die Wohnung vermöglicher Leute seyn muß. Er klopft, eine bejahrte Frau schließt auf.

»Man hat mir gesagt, Madame, daß der Herr dieses Hauses mir erlauben will, mich einige Augenblicke bei ihm zu verweilen, während man meinen Wagen wieder in Stand sezt? — Ja, mein Herr, ja, Sie können eintreten, ich will Sie führen.«

Die Dienerin läßt Gustav und Benoit eine Treppe hoch steigen und öffnet ihnen die Thüre eines elegant möblirten Salon's. Der Herr und der Diener blicken um sich und sehen Niemand. Die Dienerin ladet Gustav ein, auszuruhen und geht weg, indem sie Licht zurück läßt.

»Herr,« sagt Benoit, alle Möbel nacheinander genau betrachtend, »wir sind bei Jemand von Stand. — Ich hoffe, daß wir den Herrn des Hauses bald sehen werden; es eilt mir, ihm zu danken.«

Die Dienerin kommt mit Erfrischungen. »Werde ich das Vergnügen haben, Ihren Herrn zu begrüßen,« sagt Gustav zu ihr. — Mein Herr, eine Dame ist es, die dieses Haus mit ihrer Dienerschaft bewohnt; sie gibt den Reisenden gerne Herberge, aber sie spricht und sieht sie niemals. — Wie! ich werde Ihrer Gebieterin meinen Dank nicht sagen können?... — O! dieß ist unnöthig, mein Herr. — Noch sie sehen? — Sie will Niemanden sehen. — Dieß ist sehr sonderbar!... — Herr, hier ist ein Geheimniß,« sagt Benoit ganz leise zu seinem Herrn.

Gustav wollte noch einige Fragen machen, als man von außen einen großen Lärm hörte. Benoit macht einen Satz; die Dienerin geht hinab, um zu erfahren, was es ist. Bald erscheint Germain und geht mit zitternder Miene auf Gustav zu. »Was ist es denn, Germain? — Ach, Herr!... Sie werden mich zanken... Ich bin sehr ungeschickt... Glücklicherweise ist es nicht geschehen, so lang Sie darin waren! doch ist die Schuld nicht an mir! — Aber so erkläre dich doch?... — Es ist eine verdammte Fahrleise, welche ich nicht gesehen habe!... Ich hielt ein's meiner Pferde an der Hand, und während dieser

Zeit . . . krach! . . . fällt die Postchaise auf die Seite ... — Was! der Wagen. — Ach mein Gott! Herr, sie ist verdorben! ... Ein Rad zerbrochen ... die Achse entzwei! ... — Nun sind wir hübsch daran;« sagt Benoit, zornig mit dem Fuß auf den Boden stampfend, während Gustav lacht. »Was, Herr, dieß bringt Sie zum Lachen? ... — Ich denke an den Einfall meines Oheims, mir Germain und eine Postchaise zu schicken, um mich bälder zu sehen: meiner Treu, dieß ist gut gerathen! ... Aber bei All' dem ... wo werde ich die Nacht zubringen? ... — Hier, mein Herr, sagte die alte Dienerin, die während der Erzählung Germain's zugegen war, zu Gustav. Ihr Wagen hat eine Reparatur nöthig, Sie können Ihre Reise nicht fortsetzen ... In diesem Hause aber wird es Ihnen an nichts fehlen und es wird meine Gebieterin keineswegs belästigen; sie hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß sie bleiben können, so lang es Ihnen beliebt ... — Auf Ehre, Ihre Gebieterin ist zu gütig ... Wohlan, weil sie es gefälligst erlauben will, so nehme ich für diese Nacht ihre verbindliche Gastfreundschaft an. — Ich will Ihr Zimmer richten, mein Herr, so wie das Ihrer Diener ... bald wird man Ihnen das Nachtessen auftragen.«

Die Dienerin entfernt sich, und Germain folgt ihr, um seine Pferde und den Wagen in das Haus zu führen, denn es ist zu spät, um noch in's nächste Dorf nach Arbeitern zu gehen.

»Weißt du wohl, Benoit, daß die Besitzerin dieses Hauses sehr liebenswürdig ist? sagte Gustav, sich in einen Lehnstuhl werfend. — Meiner Treu, Herr, wir sind sehr glücklich, bei so verbindlichen Leuten zu seyn!... Indeß sehe ich hier eine geheimnißvolle Miene... — Die meine Neugierde stachelt, ich gestehe es!... Diese Dame, welche die Reisenden so gut aufnimmt und sich nicht zeigt!... — Drum ist sie häßlich, Herr. — Du glaubst!... Ich finde in ihrem Benehmen, ich weiß nicht, welches Romanhafte!... Wenn ich noch in Italien wäre, würde ich in all' Dem ein galantes Abenteuer sehen! Wahrhaftig, wir sind sehr sonderbar!... wenn sich Etwas unsern Blicken entzieht, brennen wir, es zu sehen... Ich wäre entzückt, wenn ich diese geheimnißvolle Dame erblickte!... — Warten Sie, Herr... man kommt die Treppe herauf... Ah!... Herr... ich sehe... Ah! dieß ist das Ausgezeichnetste, was es gibt... — Was denn? eine hübsche Frau?... — Nein, Herr, das Abendessen, das man im anstoßenden Saal

aufträgt. — Die Pest hole das Leckermaul mit seinem Abendessen!«

Die Dienerin tritt ein und meldet Gustav, daß ihn das Abendessen erwarte. Gustav geht in das Speisezimmer und sezt sich vor eine elegant servirte Tafel. Er richtet während dem Essen neue Fragen an die Dienerin; diese scheint aber nicht geschwätzig; Alles, was er aus ihr herausbringen kann, ist, daß die Herrin des Hauses jung ist und ein Kind hat.

Das Mahl ist zu Ende, die Dienerin führt Gustav in ein hübsches Schlafzimmer, und bemerkt ihm, daß seine Diener unter ihm schlafen werden, und daß er sie leicht rufen kann, wenn er sie nöthig hat.

Gustav ist allein. Nach zwei in einer Postkutsche zugebrachten Tagen hätte er Ruhe nöthig haben sollen; doch fühlt er keine Lust zum Schlafen. Der Abend ist schön, er öffnet sein Fenster. Der Mond ist so eben am Himmel heraufgestiegen und erlaubt, die Gegenstände zu unterscheiden. Gustav sieht von seinem Fenster einen Theil der Gärten des Hauses; zur Rechten ist ein Gebäudeflügel, worin er Licht bemerkt; dort wohnt ohne Zweifel diese Dame, die nicht einmal will, daß man ihr für ihre rührende Gastfreundschaft dankt. Mit den auf das erleuchtete Fenster gerichteten

Blicken wünschte unser junger Mann in das Innere des Gemachs zu dringen; bald aber fühlt er sich beschämt über seine Neugierde: »Ei was! sagt Gustav bei sich selbst, weil eine Dame sich nicht darum bekümmert, ob sie einen Fremden sieht, erhitze ich mir den Kopf!... ich schaffe mir tausend Chimären!... Es ist eine Schönheit! es ist ein Wunderding!... Ei! mein Gott! es ist wahrscheinlich eine sehr gewöhnliche Frau, welche Andern gerne nützlich ist, aber die Gesellschaft Derer, welche der Zufall zu ihr führt, nicht wünscht. Es liegt hierin nichts Geheimnißvolles!... Und für einen Mann, der Europa durchwandert hat, erstaune ich über Geringfügiges, ich, der jezt behauptet, vernünftig zu seyn!... Legen wir uns zu Bett, dieß ist besser, als den Mond und das Gemach dieser Dame zu betrachten.«

Gustav hat sein Fenster geschlossen, als die Klänge einer Harfe bis an sein Ohr dringen. O! meiner Treu! die Neugierde gewinnt wieder die Oberhand; er legt sich wieder unter sein Fenster und horcht aufmerksam. Man hat einen geschmackvollen Vortrag: die spielende Person kann nicht sehr fertig seyn; sie übersteigt jene Schwierigkeiten nicht, welche Verwunderung erregen, ohne zu entzücken, allein sie legt

Anmuth und Gefühl in die Ausführung: bald mischt sich eine Stimme mit den Klängen des Instruments; man singt eine Romanze. Gustav empfindet ein außerordentliches Vergnügen, indem er die unbekannte Dame hört, denn sie ist es sicherlich: dieß kann keine Andere seyn, weil die Dienerin gesagt hat, daß ihre Gebieterin allein das Haus bewohne. Aber ach! der Gesang hat aufgehört, die Stimme und die Harfe verstummen. Gustav horcht noch, er möchte sie immer noch hören; nie hat die Musik ähnliche süße Gefühle in ihm erregt.

Nachdem Gustav vergeblich eine Stunde lang in der Hoffnung gehorcht hat, noch einige Töne aufzufassen, legt er sich endlich zu Bett; er ist aber entschlossen, Alles zu versuchen, die Person, welche so gut singt, kennen zu lernen, und er entschläft, an seine geheimnißvolle Wirthin denkend.

Den andern Tag ist Gustav frühe wach; er geht hinab und begegnet der Dienerin. »Meine gute Freundin, kann ich den Garten durchstreifen? — Ja, mein Herr; o! Sie können überall hingehen, wo es Ihnen beliebt. — Richtet man meinen Wagen wieder her? — Ja, mein Herr; aber er wird heute nicht fertig werden. — Doch kann ich mir nicht erlauben, länger

in diesem Hause zu bleiben... — Warum denn nicht, mein Herr? — Dieß hieße die Güte Ihrer Gebieterin mißbrauchen. — Durchaus nicht, mein Herr; sie hat mir gesagt, ich solle Sie einladen, hier zu bleiben, bis Ihr Wagen in gutem Stande sey. — Ich fürchte, lästig zu seyn... und weil sie mich nicht empfangen will... — O mein Herr! dieß macht Nichts!... und es wird Madame Vergnügen gewähren... Ich will Ihr Frühstück fertig machen.«

Die Dienerin entfernt sich. »Das drollige Haus, sagt Gustav, in den Garten tretend; man behandelt Einen vorzüglich, und will Einen doch nicht sehen! Meiner Treu, wir wollen noch einen Tag bleiben: der Zufall kann mir dienen und mir diese Dame in den Weg führen.«

Als Gustav einen mit reizenden Blumen eingefaßten Theil des Gartens betritt, erblickt er ein kleines Mädchen, das höchstens drei Jahre zu haben scheint; es ist hübsch wie die Liebesgötter, und lauft schon allein im Garten herum und pflückt Blumen, als ob sie einen Strauß machen wolle.

»Was machen Sie denn da, meine liebe Freundin? fragt Gustav, sie küssend. — Ich pflücke Blumen für Mama, erwiedert das Kind lächelnd. — Wo ist denn

Ihre Mama? — Im Hause. — Lieben Sie sie sehr? — Ja... und meinen Papa auch.

»Und ihren Vater auch!« Teufel! dieß ist eine Antwort, welche die Gedanken Gustav's verwirrt: dieser Vater lebt also... warum ist er nicht bei seiner Frau?... Vielleicht ist seine Abwesenheit die Ursache, daß die Dame Niemand empfängt...

Gustav versucht noch, die Kleine zum Sprechen zu bringen; aber das Kind ist zu jung, um sich gut ausdrücken zu können; und ohne ihm zu antworten, entschlüpft es seinen Armen und gewinnt das Haus wieder.

Gustav kommt zum Frühstück zurück; er denkt an das kleine Mädchen, dessen reizende Züge ihm verworrene Erinnerungen zurückrufen, und an die Stimme seiner Mutter, die bis in's Innerste seiner Seele erklungen ist. Er ist düster, träumerisch; er berührt sein Frühstück kaum; Benoit sucht vergebens seinen Herrn zu zerstreuen und ihn zum Sprechen zu bringen; Benoit ist genöthigt, für Zwei zu essen; aber er entledigt sich dessen gut, denn er hat aus England die Gewohnheit, den ganzen Tag hindurch zu essen, mitgebracht.

»Wie denn machen, sie zu sehen? ruft Gustav

endlich aus, von der Tafel gehend. — Wen denn, Herr? — Ei, zum Henker! die Herrin dieses Hauses. — Ah wahrlich! ich habe sie gesehen, ich, Herr... — Du hast sie gesehen, Schurke! du hast sie gesehen, und du sagst mir Nichts davon! — Ah, wenn ich sage, daß ich sie gesehen habe... so heißt das, daß ich sie von hinten gesehen habe, indem sie durch die Hausflur ging, und daß ich sie gehört habe, wie sie zu ihrer Magd sagte, sie solle ihr die Harfe in den kleinen Pavillon des Gartens bringen. — Sie hat dieß gesagt? — Ja, Herr; o! sie hat es gesagt. — Beim Teufel! alsdann werde ich sie sehen.«

Gustav hat einen Pavillon im Hintergrund des Gartens bemerkt. Dieses Gebäude hat nur ein Erdgeschoß, und durch die Jalousieläden, womit die Fenster versehen sind, muß man in's Innere blicken können. Unser junger Mann geht sogleich in den Garten hinab; er nähert sich dem Pavillon, er horcht; noch ist Niemand da; um aber die junge Dame durch seine Gegenwart nicht zu erschrecken, entfernt er sich ein wenig und sezt sich hinter eine dichte Hagenbuchenlaube.

Bald hört er gehen; er biegt die Zweige leise auseinander und erblickt eine Dame, welche ein kleines Mädchen an der Hand führt; aber ein dicker Schleier

bedeckt einen Theil ihres Gesichts, und sie tritt in den Pavillon, ohne daß er ihre Züge unterscheiden kann.

Gustav geht dem Pavillon wieder näher; der Schlüssel ist in der Thüre; es wäre eine Unbescheidenheit, einzutreten, weil diese Dame Niemand empfängt; es ist aber wenigstens erlaubt, zu horchen, und dieß thut Gustav.

Die Harfe ertönt: ein melancholisches Vorspiel läßt sich hören; man singt eine Romanze, deren Worte die Leiden eines, von dem geliebten Gegenstande entfernten Herzens malen. Gustav ist aufmerksam; er sucht sich in's Gedächtniß zurückzurufen, wo er diese, ihn entzückende Stimme schon gehört hat. Er geht um den Pavillon herum; vergebens hat er versucht, durch die Jalousieen zu blicken ... überall sind die Fenster mit Vorhängen versehen. Gustav tritt näher, er macht ganz leise den Laden auf und seine Blicke dringen in das Innere des Pavillons.

Indeß ist er noch nicht völlig zufrieden: die junge Dame sizt ihm gegenüber, aber sie wendet dem Fenster, an dem er ist, den Rücken zu, und er kann ihr Gesicht nicht sehen.

Das kleine Mädchen ist auf den Knieen seiner

Mutter und spielt mit ihren Haaren. »Mama, du singst nicht mehr... du hast Kummer... du weinst immer.«

Die junge Dame antwortet der Kleinen nur, indem sie sie mit Küssen bedeckt; dann legt sie ihr Sacktuch an die Augen. Gustav zittert, er athmet kaum: es scheint ihm, daß die Thränen dieser jungen Frau seinetwegen fließen.

Die Kleine verläßt die Kniee ihrer Mutter: »Warte, warte... sagte sie; du weißt, daß ich dich hindern kann, zu weinen.«

Das Kind will ein großes, auf einem Sessel aufgestelltes Gemälde nehmen, das Gustav noch nicht bemerkt hat; die Kleine kann dieß Gemälde, das beinahe ebenso groß ist, als sie, kaum tragen; doch stellt sie es vor ihre Mutter und schickt ihm Küsse zu. Die junge Dame nimmt ihre Tochter wieder, küßt sie und legt sie vor dem Bild auf die Kniee. »Bitte den Himmel, sagte sie, daß dein Vater mich noch liebt und daß er eines Tags zu uns zurückkommt.«

Gustav kann seine Gemüthsbewegung nicht mehr bemeistern... Diese Stimme ist ihm gut bekannt; er steigt auf das Fenster, um das Porträt gleichfalls zu sehen... er erkennt das wohlgetroffene Bild...

seine Kniee brechen ... seine Thränen fließen ... er ist es, er ist es wirklich, der auf dieser Leinwand dargestellt ist ... allein diese Frau ... dieses Kind ... Er tritt in den Pavillon, er kommt näher ... kaum kann er seinen Augen trauen: es ist Suzon, die vor ihm steht, sich in seine Arme wirft und ihm seine Tochter darbietet ... Er fällt vernichtet auf den Sessel, den sie einnahm ... sein Herz hat die Kraft nicht, allen den Gefühlen, die er empfindet, zu widerstehen.

Man öffnet die Thüre eines kleinen Kabinets und der Oberst Moranval erscheint: »Mein lieber Gustav, sagte er, heiter gegen seinen Neffen vortretend, du hast wohl daran gethan, daß du allein zurückgekommen bist, denn ich bewahrte dir hier eine Frau und ein Kind.«

Gustav vermag noch nicht zu antworten: er hält Suzon und seine Tochter in seinen Armen, er bedeckt sie mit Küssen. »Wohlan, wohlan, beruhige dich, sagte der Oberst lächelnd; du mußt sehr ungeduldig seyn, zu vernehmen, wie es gekommen ist, daß deine kleine Bäuerin, welche du in Paris verlassen hattest, diese nämliche Dame ist, welche Talente besizt und den Gesellschaftston hat. Wenige Worte werden dich

mit der Sache bekannt machen: jener kleine Savoyard, der sich vor dem Thore meines Hotels eingerichtet hatte... war Suzon!...«

»Suzon!... ruft Gustav aus; und ich habe dich nicht erkannt!... — Ach, mein Freund! ich war so sehr entstellt!... so sehr geschwärzt, daß du mich nicht erkennen konntest; und vor dir trug ich Sorge, nur sehr wenig zu sprechen!... — Und warum diese Verkleidung? — Um in deiner Nähe zu seyn, um dich jeden Tag zu sehen, um dich nicht zu verlassen!... — Arme Suzon!... wie viel Kummer habe ich dir verursacht! — Als ich von Madame Henry weglief, faßte ich diesen Plan; ich verkaufte, ich vertauschte Alles, was ich besaß, gegen Savoyardenkleider. Ach! ich war Mutter!... ich trug die Frucht unserer Liebe unter meinem Herzen, und wenn du bei mir vorübergingst, hatte ich große Lust, mich in deine Arme zu werfen und dir Alles zu gestehen; aber die Furcht, abermals von dir getrennt zu werden, hielt mich ab, dem Drange meines Herzens zu folgen.«

»Die arme Kleine fürchtete mich, fuhr der Oberst fort; doch bin ich nicht so bös, als ich scheine. Suzon war uns gefolgt; als wir von Paris abfuhren, stieg sie hinten auf unser Kabriolet, das in Saint-Germain

umgeworfen ward. Du mußt dich erinnern, Gustav, daß ich mich, um deinen Wünschen nachzugeben, nach dem Zustande des kleinen Savoyarden erkundigte. Denke dir meine Ueberraschung, als ich hierauf in jenem Kind das junge Mädchen erkannte, das mir schon so viele Theilnahme eingeflößt hatte! Ich stillte den Schmerz Suzon's; sie wollte sterben, weil du ohne sie abreistest; ich tröstete sie, indem ich sie hoffen ließ, sie werde dich wiedersehen, und indem ich ihr schwur, ich werde sie nie verlassen. Indeß hütete ich mich wohl, dir diese Begebenheit mitzutheilen, und ich reiste augenblicklich nach Paris ab und nahm den kleinen Savoyarden mit mir.

»Ich gestehe, die Ergebenheit Suzon's, die Stärke und Aufrichtigkeit ihrer Liebe, ihre Reinheit, ihre Jugend, Alles fesselte mich schon an dieß Mädchen. Ich ließ sie in meinem Hotel wohnen und ihre Erziehung besorgen. Sie lernte mit erstaunlicher Leichtigkeit und legte all ihr Vergnügen darein, über dich zuweilen mit mir zu sprechen. Sie brachte dieses kleine Mädchen zur Welt, das ich bald wie seine Mutter liebte, denn sie besaß schon ihre Sanftmuth und ihre Schönheit. Indeß erfuhr Suzon, daß ihre Mutter krank sey; sie verließ Alles, um zu ihr zu fliegen, und ich

billigte dieses Benehmen. Die Mutter Lukas starb, indem sie ihrer Tochter den Fehler verzieh, den die Liebe sie hatte begehen lassen. Suzon blieb in Ermenonville; sie wollte ihren Vater, der nur sie zu seinem Troste hatte, nicht verlassen. Sie brachte acht Monate in ihrem Dorfe zu; nach Verfluß dieser Zeit nahm ein bösartiges Fieber den guten alten Lukas hinweg. Ich war in Ermenonville und zwang Suzon, mit mir zurückzukommen; ich hatte einige Mühe, sie dafür zu entscheiden, denn sie wollte ihr Dorf und das Grab ihrer Eltern nicht verlassen; aber ich sprach ihr wieder von dir, und die Liebe trug den Sieg davon.

»Kurz, mein lieber Gustav, ich schäzte täglich die Tugenden und die liebenswürdigen Eigenschaften Derjenigen, die ich aufgenommen hatte: eine heftige Krankheit hätte mich ohne die Sorgfalt, die Aufmerksamkeit, die Hülfe Suzon's um's Leben gebracht. So viel Ergebenheit rührte mich, und ich fing an zu wünschen, daß du auf deinen Reisen keine Frau fändest, die dich gänzlich fesselte. Ich machte Suzon mit meinen Absichten auf sie bekannt... Denke dir ihre Freude!... Indeß bat sie mich, dir nicht von ihr zu sprechen; sie wollte dich über dein Herz schalten lassen und dich

nicht hindern, neue Bande zu knüpfen. Aber mit welcher Unruhe hörte sie nicht das Lesen deiner Briefe, aus welchen sie unaufhörlich zu entnehmen fürchtete, daß du eine Wahl getroffen habest!

»Endlich hast du mir deine Rückkunft angezeigt und ich habe dir Germain geschickt, den ich unterrichtet hatte, wie er dich hieher bringen solle. Ich habe deine Neugierde reizen wollen: ich kenne dein Herz, Gustav; aber ich habe gesucht, es lebhaft in Bewegung zu setzen, damit du all das Glück, das ich dir vorbehalten habe, besser schätzest. Sey glücklich, mein Freund, ich gebe dir ein reizendes Kind und eine anbetungswürdige Frau, bei welcher du die Zeit nicht mehr lang finden wirst; erstlich, weil du vernünftiger bist, alsdann, weil sie Talente besitzt, welche das Innere eines Hauswesens verschönern, und weil ihr Geist gebildet ist, du daher von andern Dingen, als nur von Liebe, mit ihr sprechen kannst... Dieß ist eine herrliche Unterhaltung, meine Kinder; allein man muß sich immer Etwas in dieser Beziehung zu sagen haben, man muß es zuerst nicht erschöpfen, und dieß thatet Ihr während des ersten Aufenthalts Suzon's im Hotel.«

»Mein lieber Oheim! sagte Gustav, dem Obersten an den Hals springend, von nun an werde ich

beständig seyn. Bei Suzon, Ihnen und meiner Tochter will ich das Glück finden, das ich im Strudel der Intriken und der Tollheit vergeblich gesucht habe. — Mein Freund, die Jugend muß vertobt haben: du hast dein Feuer weggeworfen, desto besser; dieß beruhigt mich über deine Zukunft.«

»Ach, Gustav! sagte Suzon, die Hand ihres Freundes ergreifend, ich hätte nie geglaubt, daß ich je so glücklich würde!... Wer hätte mir gesagt, als du in unser Dorf kamst, daß ich deine Frau würde...— Mein liebes Kind, sagte der Oberst, die beiden Liebenden vereinigend, Sie haben mir bewiesen, daß Tugenden, Sanftmuth, Verstand und Schönheit, Geburt und Vermögen ersetzen können.«

Inhalt des ersten Theils.

		Seite
I. Kapitel.	Furcht, Schrecken, Unglück.	5
II. —	Der Oheim und der Neffe.	11
III. —	Die Tante und die Nichte.	19
IV. —	Der Unterricht im Billard.	39
V. —	Der Wendepunkt.	57
VI. —	Der Teufel und die schwarze Kuh.	70
VII. —	Ermenonville, Marianne, Suzon.	86
VIII. —	Eine Frau von Geist könnte machen, daß man an Wunder glaubte.	118

Inhalt des zweiten Theils.

		Seite
I. Kapitel.	Eine Hochzeit in La Villette.	3
II. —	Irrthum; die Patrouille, die kleine Wäscherin.	25
III. —	Man macht Bekanntschaft mit Madame Dubourg.	42
IV. —	Ein Gastmahl junger Leute.	57
V. —	Noch eine Tollheit.	85
VI. —	Zu lang oder zu kurz.	98
VII. —	Wahre Liebe.	110
VIII. —	Der Tag der Widerwärtigkeiten.	117

Inhalt des dritten und lezten Theils.

		Seite
I. Kapitel.	Das geheimnißvolle Zimmer.	3
II. —	Eine eheliche Nacht.	27
III. —	Julie verliert ihre Schönheit und Gustav seine Hosen.	47
IV. —	Ein Auftritt in der Courtille.	64
V. —	Irrthum; Suzon verloren.	80
VI. —	Heirathsprojekt.	91
VII. —	Weiberränke, Eifersucht, unheilvolle Begegnungen.	100
VIII. —	Duell; der kleine Savoyarde.	124
IX. —	Welches einen Zeitraum von drei Jahren in sich faßt.	143
X. —	Hatten Sie es geahnt?	158

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kock, Paul <<de>>

Gustav oder der Bruder Liederlich

Bd.: 3

Stuttgart [u.a.] 1837

P.o.gall. 1109 gy-2,3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10209511-8